

### **gekommen bis \*\*\***

28 Nachdem am Montag, den 19. Oktober, die Ziviltrauung stattgefunden hatte, fand am nächsten Tage, am 20. Oktober, unsere Trauung in der Elofkirche durch Hofprediger Pastor Rühling statt, und das darauf folgende Essen im Belvedere auf der Brühlschen Terrasse. So schön die Traurede gewesen war, so heiter verlief das Essen, und fuhren meine Frau und ich um sieben Uhr glücklich und zufrieden nach Berlin, nachdem Schwager Moritz Böker auf dem Bahnhof schon alles für uns erledigt hatte.

In Berlin hatte ich in dem mir sehr empfohlenen 'Thiergartenhotel' Zimmer bestellt, doch kann ich nicht behaupten, daß wir damit sonderlich zufrieden gewesen wären. Wir verbrachten aber sonst zehn außerordentlich nette Tage in Berlin, waren auch einen Abend mit meinen Geschwistern Elisabeth und Moritz Böker zusammen. Von Berlin reisten wir nach Biebrich, um dort meine Geschwister Friedrich und Helene Bettelhäuser zu besuchen, und von dort nach Remscheid. Dort gab's natürlich eine ganze Anzahl mehr oder weniger großer Abendessen, und bekamen wir von allen Verwandten und Freunden schöne Hochzeitsgeschenke; darunter von meinen Eltern einen Flügel, den wir uns natürlich erst in Moskau anschafften, und von Onkel Louis und Tante Auguste Rabeneck einen Kasten mit Tischsilber für 18 Personen.

Nach einem zehntagigen Aufenthalt in ~hringhausen fuhren wir dann noch auf je einen Tag nach Düsseldorf, zu Onkel und Tante Rabeneck, und nach Schalke, zu meinen Geschwistern Vorster, und von dort direkt nach Dresden, wo wir uns natürlich auch noch eine kurze Zeit aufhalten mußten. Dort gab's natürlich auch wieder eine ganze Anzahl Dinners und Soupers und viel Lauferei, um alle Papiere wegen der Aussteuer, bzw. der tunlichst zollfreien Einfuhr nach Rußland zu bekommen. Leider waren aber alle diese Bemühungen vergeblich, und mußte ich nach Ankunft aller Geschenke und der Aussteuer einen tüchtigen Posten für Zoll bezahlen. Das nicht besonders gute Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland in den Jahren trat auch in der Hinsicht unangenehm deutlich zutage.

Am 1~. November 1885, an genau demselben Tage wie ein Jahr vorher, reisten wir dann von Dresden ab. Mein Schwager Ludwig Rabeneck hatte sich uns angeschlossen. Wir nahmen den Weg über Petersburg, einmal der bequemen Verbindung halber, dann aber auch, weil mein Schwager Ludwig sich einen Tag in Dünaburg aufhalten wollte, um dort seinen Schwager Tschaikowsky, der dort in Garnison stand, und dessen Frau zu besuchen. Wir blieben unterdessen einen Tag in Petershurg, um dann schließlich am 22. November, einem Sonntag morgen, in unserm eigenen Heim anzukommen, wo uns unsere Schwägerin, Sascha Rabeneck, nach echt russischer Sitte mit Brot und Salz an der Tür in Empfang nahm. Daß wir glücklich waren, endlich in Ruhe und in unserem eigenen Heim zu sein, kann man sich denken.

Aber dann begann auch hier eine ziemlich unruhige Zeit: mußten doch eine Menge Besuche gemacht werden bei Verwandten und Bekannten, und gab's Einladungen für sogenannte 'Aufnahme des jungen Ehepaars' in Hülle und Fülle; und auch hier wieder eine Masse Hochzeitsgeschenke, die fast alle von Salz und Brot begleitet waren, wobei allerdings das Brot stets durch einen Kuchen ersetzt war.

29 Am ersten Sonnabend nach unserer Rückkehr fuhren wir mit Onkel und Tante Quack nach Sobolewo, und zwar per Troika auf der inzwischen fertiggestellten Chaussee. Dabei erlebten wir unterwegs einen gelungenen Zwischenfall, der uns noch oft in der

Erinnerung erheitert hat. Meine beiden Schwäger Ludwig und Eduard und unser Onkel Edmund Rabeneck waren uns in einer Troika entgegengefahren, was uns aber nicht bekannt war. Nicht weit von Osery, dem letzten Dorf, etwa zehn Werst, vor Sobolewo, begegneten wir uns, und anstatt Anrufs und ruhiger Begrüßung, sprangen die drei mit einem wahren Indianergeheul auf unseren Schlitten los. Eingemummt wie sie und wir waren, war ein Erkennen natürlich kaum möglich. Im Glauben, daß es sich um einen Überfall auf der nicht belebten Straße handele, packte ich den mir zunächst sich befindlichen Kerl mit aller Kraft bei der Gurgel, aber der, um sich dieses ihm augenscheinlich nicht sympathischen Griffs zu erwehren, trommelte mir mit seinen Fäusten nicht eben zart auf dem Kopf herum bis dann der Irrtum aufgedeckt, bzw. aufgeklärt war, und sich alles in schallendes Gelächter auflöste. Ich hatte mich aber bei der Gelegenheit ordentlich mit meinem Schwager Ludwig gerauft. Der Anstifter des ganzen so wohl gelungenen Scherzes war der zu Späßen immer aufgelegte Onkel Edmund gewesen. Dieser Onkel war ein Bruder von meinem verstorbenen Schwiegervater und Onkel Louis Rabeneck und lebte in Puschkino bei Moskau. Durch seine Heirat mit einer gewesenen Fabrikarbeiterin war er seiner Familie insofern entfremdet worden, als die Frauen nicht in seinem Hause verkehrten. Wir Herren besuchten ihn aber gern, wie auch er die Familien gern besuchte. Übrigens war seine Frau recht sympathisch und übte einen guten Einfluß auf ihren Mann aus.

Schon im Laufe des Sommers 1885 war ein geschäftlicher Plan zur Reife gelangt. Ich hatte mich davon überzeugt, daß auf die Dauer ein Zusammenarbeiten mit Lützeler ganz unmöglich war, umsoweniger, als er den Löwenanteil am geschäftlichen Ertragnis beanspruchte, während die ganze Arbeit auf mir allein ruhte. Nach einer gründlichen Aussprache in Gegenwart von Onkel Louis, der ihm sein ganzes Geschäft gekauft und ihn auch reichlich mit Mitteln unterstützt hatte, meinen Entschluß aber nur billigen konnte, wurde die endgültige Trennung per 1. Januar 1886 festgesetzt, und eröffnete ich mit dem Tage, genau genommen, aus von mir unabhängigen Gründen, einige Wochen später, mein eigenes Geschäft unter meinem Namen. Ich hatte in dem eben gebauten Hause Gusskow, in demselben Ipatjewski Pereulok, ein großes, schönes Zimmer gefunden, in dem ich mir noch ein kleines Zimmer für mich abteilen konnte und dann noch Raum genug übrigblieb für meine anfänglich natürlich noch nicht zahlreichen Angestellten und außerdem für meine große Musterausstellung und einen kleinen Warenvorrat.

Die in der Metallabteilung von Lützeler beschäftigt gewesenen Herren waren zu mir übergegangen, d.h. unser Reisender ~usenbender und ein Lehrling. Als Buchhalter und gleichzeitig Prokuristen engagierte ich einen mir warm empfohlenen Herrn Fränkel. Natürlich hatte ich anfangs große Schwierigkeiten zu überwinden, denn wenn auch die Firma Liitzeler noch nicht die Möglichkeit gehabt hatte, sich besonders bekannt zu machen, so war doch aber auch meine Firma ganz neu, wenn ich auch persönlich und auch mein Reisender der Stadt- und Provinzkundschaft bekannt waren. Ein Versuch, die Vertretung der Rigaer Drahtindustrie zu bekommen, zu welchem Zwecke ich im Laufe des Sommers 1886 nach Riga reiste, schlug leider fehl, da die Verwaltung vorzog, die Vertretung nach dem Tode des bisherigen Vertreters einem jungen Mann zu übertragen, der in ihrem eigenen Geschäft ausgebildet und mit Sprache, Land und Leuten wohl bekannt war.

30 Nur sehr langsam konnte ich Terrain gewinnen, fehlte es doch nicht an Konkurrenz. Kolossal hemmend wirkten die unsicheren Kurs- und Zollverhältnisse, kamen doch Fälle vor, daß der Zoll innerhalb weniger Tage kolossal erhöht oder auch plötzlich angeordnet

wurde, daß alle Zölle nur in barem Golde oder in Papieren bezahlt werden mußten, die die russische Regierung in Gold einlösen mußte, so z.B. mit Kupons der russischen auswärtigen Anleihen. Auch wurden deutsche Reichskassenscheine als vollwertig mit Gold angenommen.

Die unsicheren Kursverhältnisse, die besonders schroff in den Jahren 1887 und 1888 zutage traten, zwangen dazu, die nötigen Rimessen auf das Ausland schon auf Monate voraus zu kaufen, und kann ich wohl sagen, daß ich besonders im Jahre 1888 in der Beziehung sehr günstig gekauft hatte. Im allgemeinen waren aber doch die Jahre 1886 und 1887 recht ungünstig, und erst 1888 brachte einen wesentlichen Umschwung zum Besseren. Zoll, Kurs und die politischen Verhältnisse nahmen in diesem Jahre überhaupt eine viel freundlichere und bestimmtere Gestalt an.

Ich muß aber nochmals auf das Jahr 1886 zurückkommen. Unsere Wohnung hatten wir nach Ankunft unserer Sachen aus dem Ausland recht behaglich eingerichtet. Wir hatten ein großes Wohnzimmer, kleines Kabinett, geräumiges Esszimmer und ein nicht sehr großes Schlaf- mit Ankleidezimmer zu unserer Verfügung. Das Kabinett war als Eckzimmer aber so kalt, daß es an kalten Tagen gar nicht zu benutzen war und erst einigermaßen bewohnbar wurde, als im Sommer 1886 in die kalte Außenwand ein Kamin eingebaut wurde.

Die Moskauer Sitte, für den Sommer eine Datsche auf dem Lande zu mieten, machten wir vorläufig nicht mit, folgten aber gern der Aufforderung unserer Freunde Berens, einige Wochen bei ihnen auf dem Lande in Bolschewo zuzubringen. Auch fuhren wir hin und wieder zu anderen Bekannten, in erster Linie natürlich nach Sobolewo. Inzwischen hatte sich meine Schwiegermutter entschlossen, auch ganz nach Moskau überzusiedeln, und hatten wir für sie eine recht nette Wohnung im kleinen Chariton-ewski Pereulok gefunden.

Am 10. September 1886, einen Tag nach meiner Frau Geburtstag, wurde uns unser ältester Sohn Gustav geboren, und herrschte natürlich große Freude über den Stammhalter.

Im Februar 1887 hatten wir die Freude des Besuchs meines Bruders Walter, und erfolgten nun diese Besuche fast regelmäßig bis zu seinem im Jahre 1905 erfolgenden Tode. Auch den Sommer 1887 verbrachten wir in der Stadt, waren aber viel im Hause meiner Schwiegermutter, die einen großen, schattigen Garten hinter ihrem Hause hatte. Im Laufe des Sommers wechselten wir auch unsere Wohnung und bezogen ein kleines Einzelhaus im Tschudowski Pereulok. Die Räume selbst waren zwar viel kleiner als in unserer früheren Wohnung, aber etwas zahlreicher. Dazu hatten wir den Vorteil, daß wir einen, wenn auch nicht großen, Garten ganz zu unserer Verfügung hatten, und daß außerdem unsere neue Wohnung nur drei Minuten von derjenigen meiner Schwiegermutter entfernt lag. Der Verkehr zwischen unseren Häusern war dadurch natürlich noch ein viel regerer geworden.

Am 13. Juni 1888 wurde uns unser zweiter Sohn Arthur geboren, doch mußte ich leider vier Wochen später nach Deutschland reisen, um dort eine achtwöchentliche Übung abzuleisten. So sehr ich mich auch in mancher Hinsicht darauf freute, so schwer wurde es mir aber doch auf der anderen Seite, Weib und Kinder in Moskau zurückzulassen, wenn ich sie ja auch bei meiner Schwiegermutter in guter Aufsicht und Pflege wußte.

31 Im Frühjahr dieses Jahres war auch Herr Prollius bei mir eingetreten, mir schon bekannt seit meiner Bremer Lehrzeit, wo er bei Finke & Weinlig Buchhalter, also mein Vorgesetzter, war.

Anfang Juli reiste ich nach Deutschland ab, da ich mich am 15. Juli melden mußte. Wie in früheren Jahren war ich auch dieses Mal wieder zur reitenden Abteilung eingezogen. Da diese zu oben genanntem Zeitpunkt auf dem Marsche von Osnabrück nach Wesel zur Schießübung begriffen war, mußte ich mich auf einem Dorfe in der Nähe von Münster bei meiner Batterie melden. Ich fuhr am Sonnabend, den 14. Juli, in obengenannte Stadt und verbrachte dort einen sehr gemütlichen Abend im Hause Wiesmann; Frau Wiesmann war meine Kusine Hardt aus Lennep. Da Wiesmanns durch ihren früheren langjährigen Aufenthalt in Osnabrück die meisten meiner Kameraden persönlich kannten, erfuhr ich von ihnen manches, was mich sehr interessierte. Am nächsten Morgen fuhr ich per Wagen in das mir bezeichnete Dorf, schon unterwegs von meinem Vetter Richard Hasenclever und verschiedenen Kameraden begrüßt. Mein Quartier fand ich in einem netten, gemütlichen Bauernhause. Mein Reitzug hatte ich schon vorher nach Osnabrück geschickt, und wurde mir am nächsten Morgen das mir zugeteilte Pferd 'Blitz', ein kleiner, äußerst nervöser Fuchs, vorgeführt. Am nächsten Tage kam ich auf ein ganz einsames Bauerngehöft ins Quartier, und passierte mir dort ein kleines Ereignis, das sich wohl lohnt, der Vergessenheit entrissen zu werden. Die Frau des Hofes fühlte wahrscheinlich die Verpflichtung, mich nach dem einfachen, aber guten und reichlichen Essen zu unterhalten und erkundigte sich bei der Gelegenheit auch danach, woher ich eigentlich sei. Auf meine Antwort, daß ich aus Rußland komme, meinte die Frau ganz naiv: "Merkwürdig, bis jetzt glaubte ich immer, ich könne kein Russisch, Sie kann ich aber ganz gut verstehen!"

Am Donnerstag vormittag rückten wir auf den Schießplatz Friedrichsfeld bei Wesel ein, wo außer der reitenden Abteilung auch das ganze 22. Feldartillerie-Regiment einquartiert war. Gleich den ersten Nachmittag mußte ich schon nach den am Rande des Schießplatzes liegenden Pulverhäusern hinausreiten, um der Anfertigung der Kartuschen beizuwohnen, was mir gar nicht angenehm war, da ich mich auf dem viertägigen Marsch tüchtig durchgeritten hatte.

An einem der ersten Tage mußte ich auch Kaiser Wilhelm II, der kurz vorher die Regierung angetreten hatte, den Fahneneid leisten. Ich war sofort als Zugführer kommandiert worden und mußte als solcher auch gleich in den ersten Tagen bei einem großen Regimentsexerzieren diesen führen. Es muß dies aber wohl ganz zur Zufriedenheit unseres Obersten Nernst geschehen sein. Bei der Kritik äußerte sich genannter Herr wenigstens: "Wenn der Aufmarsch des Regiments in Feuerstellung so gut gelungen, so verdanken wir dies in erster Linie dem Richtungszugführer, Leutnant Hilger, der es verstanden hat, seinen Zug so zu führen, daß dieser weder vorprellte, wie dies gewöhnlich geschieht, noch zu sehr zurückblieb." Man kann sich denken, daß mich diese Bemerkung sehr stolz machte. Der weitere Verlauf der Übung wurde sehr beeinträchtigt durch die Erkrankung fast aller Pferde an Influenza, die ein Exerzieren in größeren Verbänden gar nicht zuließ, und wir z.B. zum Scharfschießen meistens nur im Schritt, mit höchstens vier Pferden vor den Geschützen, ausrücken konnten.

32 Am Schluß der Übung wohnten wir einem hoch interessanten Manöver der Düsseldorfer Husaren, einem kriegsstarke Bataillon des 39. Infanterie-Regiments aus Düsseldorf

und einer kriegsstarke Batterie unseres Regiments gegen einen durch Scheiben markierten Feind bei, wobei nur mit scharfen Geschossen gefeuert wurde. Wir bekamen dadurch eine Vorstellung von der furchtbaren Wirkung des mit Magazingewehren möglichen Schnellfeuers.

Im übrigen blieb uns aber ziemlich viel Zeit zu Spazierritten in die Umgegend. Anfangs hatte ich ein Zimmer für mich in einer der Baracken bis ein anderer junger Offizier von der Artillerieschule in Berlin zurückkehrte; er war ein recht sympathischer junger Mann. Mein Bruder Walter hatte mich mit einem guten Vorrat Portwein ausgerüstet, der manchen meiner Kameraden bewog, morgens nach dem Dienst, mich in meinem Zimmer zu besuchen. Mein Vetter Richard Hasenclever erkrankte leider an Podagra, was allerdings für mich die Annehmlichkeit mit sich brachte, daß er mir sein sehr gutes Chargenpferd zur Verfügung stellte, welches entschieden angenehmer zu reiten war als mein unruhiger, nervöser 'Blitz'. Die Sonntage benutzte ich fast regelmäßig dazu, entweder nach Remscheid zu fahren oder auch nach Schalke, wo meine Schwester Clara Vorster damals verheiratet war. Mitte August fand dann meine Übung ihren Abschluß.

Ganz zum Schluß derselben wurde mir aber noch eine äußerst böse Überraschung zuteil. Als ich eines schönen Morgens mein Pferd zu einem Spazierritt bestieg, wurde mir ein Telegramm überreicht, in welchem Remscheid mir mitteilte, daß Lützeler in Moskau mit einer kolossalen Schuldenlast, an der auch meine Remscheider Firma, und durch sie auch ich, nicht unerheblich beteiligt war, flüchtig geworden sei. Ich persönlich hatte schon lange nicht mehr geschäftlich mit Lützeler verkehrt; auch waren unsere privaten Beziehungen auf ein Minimum beschränkt. Ich war deshalb auch so gut wie gar nicht über die Beziehungen unterrichtet, die noch zwischen Remscheid und L. bestanden, um so mehr nicht, als man dort von unserem Verhältnis unterrichtet war und selbiges wohl auch nie ganz billigte. Erst kurz vor der Katastrophe wurden mir einige Mitteilungen über die Art der geschäftlichen Beziehungen gemacht, und wenn mir selbige auch nicht zusagten, hatte ich doch keinen Grund anzunehmen, daß L. dieselben in solch betrügerischer Weise ausnützen würde, wie er dies seit langer Zeit schon getan hatte. Außer uns war es hauptsächlich Onkel Louis Rabeneck, der sehr schwer geschädigt worden war.

Ich beeilte mich daher, so rasch wie möglich nach Moskau zurückzukehren, um zu retten, was noch zu retten war; doch war das Resultat leider ein sehr trauriges. L. hatte zu viele Helfershelfer bei seinen Machenschaften gehabt. Mit meinem Advokaten war ich auch nicht ganz zufrieden, da ich seinen Plan, Onkel Louis Rabeneck noch tiefer hereinzuziehen, nicht billigen und zu dem meinigen machen konnte.

Sonst war das Jahr 1888 aber ein recht günstiges gewesen, und zum ersten Mal schlossen wir mit einem hübschen Überschuß ab. Das Jahr 1889 brachte abermals einen Familienzuwachs mit sich, indem am 29. Juli unser dritter Sohn, Rudolf, geboren wurde. Den Juni-Monat hatten wir in Sobolewo zugebracht, wo Mama einige Zimmer in dem Hause von meinem Schwager Eduard Rabeneck bewohnte. Dieser hatte sich 1887 mit Nelly Lasch verheiratet und sich vorher ein schönes großes Haus, unmittelbar neben dem von Schwager Ludwig Rabeneck, gebaut.

33 Im Herbst dieses Jahres erfuhr ich zufällig, daß auf der Fabrik von Rabenecks ein neuer Dampfkessel aufgestellt werden sollte, und bat ich, mich bei Lieferung desselben mit

konkurrieren zu lassen, umsomehr, als die nicht weit von Remscheid in Gummersbach ansässige Firma Steinmüller in erster Linie in Frage kam. Es gelang mir, den Auftrag zu bekommen, und brachte mich dies auf den Gedanken, mich der Lieferung solch großer Gegenstände zuzuwenden. Ich reiste deshalb im Herbst nach Remscheid, um bei der Gelegenheit die bekanntesten Röhrenkesselwerke der Rheinprovinz von Steinmüller, Walter und Dürr zu besuchen, um gegebenenfalls die Vertretung eines dieser Werke zu übernehmen. Dieser Plan mit der Vertretung kam indes nicht zur Ausführung, einmal, weil wir uns noch nicht fest binden wollten, dann aber auch, weil die Werke, vorläufig wenigstens, noch freie Hand behalten wollten. Aber ich blieb doch speziell mit Steinmüller seit dieser Zeit in enger Verbindung, wenn auch noch auf einige Jahre hinaus ohne feste Vertretung.

Während meiner Anwesenheit in Deutschland lernte ich auch die Häuslichkeit meines ältesten Bruders Ernst kennen, der sich in Bonn niedergelassen hatte. Während meiner Abwesenheit von Moskau hatte unser Ältester, Gustav, das Unglück, durch Unachtsamkeit einer jungen, unerfahrenen Wärterin sein Armchen schwer zu verbrühen, was einen operativen Eingriff unter Chloroform nötig machte. Die Heilung ging aber dann gut und rasch vonstatten.

Im Frühjahr 1890 hatten wir die Freude, außer meinem Bruder Walter auch meinen Schwager Moritz Böker bei uns zu sehen, der noch niemals in Rußland gewesen war. Wir verbrachten acht sehr nette Tage miteinander, wobei wir natürlich auch die Verwandten in Sobolewo besuchten. Sonst beschränkten wir uns geschäftlich auf den Besuch einiger der größten Maschinenfabriken Moskaus.

Im Mai reiste ich mit meiner Frau, unseren drei Kindern und unserer bewährten Mar~a nach Remscheid, wo die Meinigen den Sommer zubringen sollten. Nach einem Tag Aufenthalt in Warschau kamen wir am Vorabend des Himmelfahrtstages in Remscheid an, und konnte auch ich stark vierzehn Tage dort verbleiben.

Da unsere Wohnung mit nunmehr drei Kindern und einem noch zu erwartenden uns zu eng geworden war, mußte ich mich nach einer neuen umsehen und fand solche wieder in demselben Kisselny Pereulok, wo wir die ersten Jahre gewohnt hatten, eben dieser Wohnung direkt gegenüber. Den Umzug mußte ich natürlich allein bewerkstelligen, fand aber sehr kraftige Unterstützung bei meiner Schwägerin Jenny. Im Juli kehrte meine Familie, unter Begleitung von Schwager Eduard, aus Deutschland zurück, und war ich natürlich sehr froh, die Meinigen wieder bei mir zu haben. Abgesehen davon, daß sich meine Frau nicht besonders wohl fühlte, direkt Heimweh nach Moskau hatte, eilte sie aber auch schon deshalb zurück, weil am 2. August die Hochzeit ihrer Schwester Jenn~ mit Fritz Loos stattfinden sollte. Selbige wurde dann sehr nett im Hotel Kontinental gefeiert~O Im November wurde uns der vierte Junge geboren, doch starb selbiger gleich nach der Geburt wieder, und erholte sich meine Frau auch nur sehr langsam.

34 Im Laufe des Sommers hatte ich auch die Freude gehabt, meine Beförderung zum Oberleutnant zu bekommen, natürlich mit der gleichzeitigen Aufforderung, eine weitere Übung zu machen. Dies mußte ich aber ablehnen, da meine geschäftlichen und privaten Verhältnisse eine abermalige, mehrmonatliche Abwesenheit von Moskau nicht gestatteten.

Im August 1890 hatte ich die große Freude und Ehre, dem Deutschen Kaiser in Narva

vorgestellt zu werden. Seit dem Frühjahr 1889 gehörte ich dem Vorstande des Vereins der Deutschen Reichsangehörigen an und fuhr in dieser Eigenschaft zusammen mit meinem Kollegen Camesasca. Keller, der in der Nähe von Narva mit seiner Familie am Strande weilte, schloß sich uns beiden hier an. Am neunten August fand die Audienz in dem prachtvollen Park von Polowzew, in dessen Palais der Kaiser abgestiegen war, statt. Außer uns drei Moskauer Herren waren noch etwa zwanzig Herren aus Petersburg, Reval und Riga anwesend, und ließ es sich der Kaiser nicht nehmen, mit jedem einzelnen von uns sich eine Zeitlang zu unterhalten. Ich stand als jüngster ganz auf dem linken Flügel. Nachdem mich der Kaiser von Kopf bis Fuß gemustert hatte, äußerte er sich: "Ich sehe Sie heute zum ersten Mal. Als ich im Jahre 1884 in Moskau weilte, waren Sie bei dem Empfang auf dem Bahnhof nicht zugegen." Ich mußte dies bestätigen, da ich damals meine Uniform nicht in Moskau hatte und mich somit der Offiziersdeputation nicht anschließen konnte. Dieses scharfe Gedächtnis des Kaisers fiel aber doch sehr auf, hatte er doch gar keine Gelegenheit gehabt, sich über uns zu unterrichten, da uns der auch in Narva anwesende Reichskanzler v. Caprivi die erbetene Vorstellung bei ihm nicht gewährt hatte, und wir überhaupt mit keinem Herrn aus dem Gefolge des Kaisers in Berührung gekommen waren. Außerordentlich befriedigt von dem Empfang feierten wir den Tag natürlich durch ein entsprechendes Mittagessen in unserem Hotel und fuhren gegen Abend mit Keller nach dem nicht weit von Narva liegenden Seebad Syllamäghi, wo sich seine ganze Familie aufhielt. Auch dort hatten wir einen schönen Abend, verbrachten die Nacht bei Konzert und Tanz im 'Badesalon', fuhren bei anbrechendem Morgengrauen nach Petersburg und, nach einem Tage Aufenthalt dort, wieder nach Moskau.

Zu Kaisers Geburtstag im Jahre 1891 hatte ich den Trinkspruch auf den Kaiser übernommen und entledigte mich dieses Auftrages anhand des schönen Wortes des Antonio aus Torquato Tasso: "Es ist kein schöner Anblick in der Welt, als einen Fürsten sehn, der klug regiert; das Reich zu sehen, wo jeder stolz gehorcht, wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt, weil ihm das Rechte nur befohlen wird." Nach dem Beifall und den mir zuteil gewordenen Gratulationen zu urteilen, muß es mir anscheinend gelungen sein, die richtige Saite im Herzen meiner Zuhörer anzuschlagen.

Den Sommer 1891 verbrachte meine Familie in Gesellschaft von Schwiegermutter und Tante in Katharinental bei Reval, von wo ich sie am 19. August wieder abholte, bei der Gelegenheit aber auch etwa zehn Tage dort blieb, wobei wir verschiedentlich im Hause meines Geschäftsfreundes Hofrichter verkehrten.

35 Im Winter 1891/92 teilte mir unser Freund Eduard Berens mit, daß er beabsichtige, im Sommer 1892 ein Haus im Tschudowska Pereulok zu bauen und fragte, ob wir geneigt seien, eine Etage zu mieten. Nach Kenntnisnahme der Pläne ging ich mit Vergnügen auf diesen Vorschlag ein, und dies um so lieber, als die Miete nur unwesentlich höher war als für unser bisheriges Quartier. Im Sommer 1892 zogen wir zum ersten Mal auf Datsche, und zwar nach Sokolniki, wo wir auf dem dritten Prospekt eine große, zwei-etagige Datsche gefunden hatten, die unten von uns und oben von Loos'~ bezogen wurde. Am ersten Pfingsttag, den 5. Juni, wurde uns hier unsere älteste Tochter, ~lla, geboren, was Schwägerin Jenny anscheinend Grund genug war, einige Wochen später ihrem ältesten Sohn Fritz das Leben zu schenken.

Im ganzen verlief der Sommer recht angenehm, und am ersten September zogen wir wieder zur Stadt, nachdem wir über vier Monate auf dem Lande zugebracht hatten, was

Frau und Kindern sehr gut getan hatte. Unsere neue Wohnung war aber noch nicht fertig, und mußte deshalb meine Frau mit den Kindern vorläufig zu meiner Schwiegermutter ziehen, während ich mir ein Zimmer im Hotel Dussaux nahm. Unsere Möbel hatten wir nach Ablauf unseres Kontraktes im Hause Rogoshin zur Aufbewahrung gegeben. Am ersten Oktober wurde unsere Wohnung fertig, und freuten wir uns sehr, solch schöne, geräumige und luftige Zimmer zu haben. Die Wohnung über uns hatten Könemanns gemietet, vier ganz alte, ruhige Leute, die wir auch schon seit Jahren kannten. Außer guter Musik haben wir von diesen ruhigen Bewohnern nichts bemerkt.

Ende November dieses Jahres mußte ich wieder nach Deutschland und reiste zunächst nach Oberschlesien, wo ich in Kattowitz und Malapane zu tun hatte. Von Berlin aus wollte ich dann eigentlich nach Lübeck und Hamburg, fand aber in Berlin ein Telegramm von meinem Bruder Walter vor, daß er wegen starker Erkältung nicht reisen könne, und ich deshalb zunächst nach Remscheid kommen solle, da er Wert darauf lege, oben erwähnte Besuche gemeinschaftlich mit mir zu machen. Am neunten Dezember machte ich einen sehr netten Ball bei Moritz Hasenclever mit, und einige Tage später fuhren Walter und ich nach Lübeck und Pinneberg, um einige Emaillierwerke, den Schwager meines Bruders, Geheimrat Heye in Hamburg, dann unseren Vetter Alfred Hasenclever auf seinem in der Nähe von Hamburg gelegenen Gut Tremsbüttel, dann die Verwandten in Bremen und schließlich unsere Geschwister Vorster in Leer zu besuchen, wohin diese vor einiger Zeit übergesiedelt waren, und von wo aus mein Schwager eine Fabrik in Papenburg leitete. Auf dem Elinweg nach Remscheid hatte ich in Berlin einen sehr netten Abend im Offizierskasino des Kaiser-Franz-Regiments zugebracht, eingeführt durch einen Herrn v. Henck, der, auf Empfehlung meines Bruders Caspar, bei mir in Moskau gewesen war.

Nach sehr netten und vergnügten Feiertagen in Remscheid kam ich am 31. Dezember wieder in Moskau an, rechtzeitig genug, um alle Vorbereitungen für Weihnachten noch mit besorgen zu können. Im Sommer 1893 waren wir wieder in Sokolniki, hatten aber eine andere Datsche genommen, da Loos' nicht wieder mit uns zusammen wohnten. Wir fanden auf demselben Prospekt eine sehr nette Datsche und hatten dort als Nachbarn den mir seit Jahren gut bekannten Nik. Billo, bei dessen Eltern ich im Jahre 1882 in Pension gewohnt hatte. Billos Kinder waren nahezu gleichaltrig mit den unseren und verkehrten viel miteinander.

Nach Moskau zurückgekehrt, rüsteten wir uns bald zu unserer Reise nach Remscheid, galt es doch, dort am 12. Oktober die Goldene Hochzeit meiner lieben Eltern zu feiern, und hatten wir uns auf deren Wunsch hin auch entschlossen, unseren Ältesten, Gustav mitzubringen.

36 Nach sehr guter Reise kamen wir am 5. Oktober in Remscheid an und fanden Unterkunft in unserem elterlichen Hause. Die acht Tage bis zum Fest gingen natürlich wie im Fluge hin unter Vorbereitungen aller Art. Die nach und nach eintreffenden Geschwister und Verwandten waren in der Familie untergebracht und, durch die große Zahl derselben, natürlich alle Fremdenzimmer besetzt, hatten doch auch meine auswärts lebenden Geschwister möglichst viele ihrer Kinder mitgebracht. Mein Bruder Caspar aus New York hatte auch seinen ältesten Sohn, Arnold, bei sich, während seine Frau leider verhindert war mitzukommen. Sie war die einzige in dem großen Geschwisterkreise, die dem schönen Feste nicht beiwohnen konnte.

Die kirchliche Feier sollte im Hause meiner Eltern stattfinden, dagegen das Festessen in



demselben Lokal in Remscheid, in dem vor fünfundzwanzig Jahren auch die Silberne Hochzeit gefeiert worden war. Unser ganzes Elternhaus war von innen und außen ganz außerordentlich schön geschmückt, im Zimmer vergoldete Myrtenzweige an den Kandelabern, außen Eichenkränze, an denen auch die Eicheln vergoldet waren.

Der eigentliche Festtag, der 120~ Oktober, brachte uns gutes Wetter, wenn auch keinen solch wolkenlosen blauen Himmel wie er sonst so häufig in der Jahreszeit in dortiger Gegend vorkommt. Schon früh am Morgen kamen alle Geschwister mit ihren Kindern nach ~hringhausen. Als alle in unserem Elternhause versammelt waren, und unsere lieben Alten nun aus ihrem Schlafzimmer nach unten kamen, stimmten die Enkel den wunderbar schönen und sehr gut eingeübten Chor an:" Herr, Deine Güte reichet so weit, so weit der Himmel reicht, und Deine Gnade, so weit die Wolken ziehen." Schon vorher hatten die Kinder der Ehringhauser Elementarschule, im Garten unter den Fenstern des Schlafzimmers meiner Eltern aufgestellt, einige auf den Festtag bezügliche Lieder gesungen.

Als wir dann nach Schluß des Gesangs der Enkelkinder alle zu unseren Eltern hingingen zum gratulieren, darunter auch meine Nichte Maria Vorster mit ihrem Bräutigam, Dr. Fritz Riedlin, fiel der Braut in dem Augenblick, als sie auf die Eltern zutrat, ein vergoldeter Myrtenzweig aus dem Kronleuchter ins Haar und blieb dort hängen. Natürlich wollten alle dies gern als ein schönes und glückverheißendes Zeichen für ihre Zukunft ansehen.

Im Laufe des Vormittags kamen dann unzählige Verwandte und Freunde zur Gratulation. Herr Pastor ~iebert überreichte nach einer kurzen gottesdienstlichen Feier mit schöner Ansprache im Namen S.M. des Kaisers die Goldene Ehejubiläumsmedaille, und Oberbürgermeister von Bohlen den Kronenorden III. Klasse. Der beantragte Titel 'Geheimer Kommerzienrat' konnte leider nicht verliehen werden, da solcher nur Kaufleuten verliehen werden darf, die sich noch geschäftlich betätigen. Geschenke aller Art sowie prachtvolle Blumenspenden waren von allen Seiten eingelaufen.

Der goldene Kranz wurde meiner Mutter aufgesetzt von der Urenkeltochter ihrer Jugendfreundin, unserer Tante Henny Focke, welche letztere ihr auch schon den grünen und den silbernen Kranz geschenkt hatte, und die es sich nicht hatte nehmen lassen, mit Tochter, Enkeltochter und Urenkelin dem schönen Feste beizuwohnen. Die Bremer Verwandtschaft war überhaupt sehr zahlreich erschienen.

37 Wir Kinder hatten von Einzelgeschenken abgesehen, brachten dafür gemeinsam einen großen goldenen Pokal dar, der von meiner jüngsten Schwester Elisabeth mit einigen von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worten überreicht wurde. Der Pokal hatte die Bestimmung, mit edlem Wein gefüllt bei allen Familienfesten zu kreisen, und manch liebes Mal hat er seit der Zeit seine Bestimmung erfüllt; jetzt wo ich dies schreibe, zum letzten Male bei dem sehr zahlreich besuchten Familientag im Mai 1914, kurz vor Ausbruch des großen Krieges. Nachdem sich die Gratulanten verlaufen hatten, überreichte mein Vater jedem seiner zehn Kinder ein ansehnliches Geldgeschenk zur freien Verfügung; die meisten von uns benutzten es zur Anschaffung eines schönen Gegenstandes fürs Haus, als Andenken an den Tag. Anderen diente es als willkommene Unterstützung für die doch nicht unerheblichen Unkosten, die mit der Reise verbunden waren.

Nachdem wir dann etwas gefrühstückt und uns ausgeruht hatten, fuhren wir alle nach

Remscheid, wo, wie schon gesagt, das Festessen stattfinden sollte. Meine Eltern fuhren natürlich in ihrem eigenen Wagen, begleitet von ihren beiden ältesten Töchtern, und dürfte unser Kutscher Fritz wohl selten so stolz seine Herrschaft gefahren haben wie an diesem Tage. Das uns allen so wohlbekanntes Lokal 'Zum Weinberg' war sehr nett geschmückt worden, und bald ließ sich die große Gesellschaft an vier langen Tafeln nieder.

Den Reigen der sehr zahlreichen Trinksprüche eröffnete mein Bruder Ernst mit einem solchen auf das Jubelpaar. Diesen Trinkspruch sowie den Text der Ansprache meiner Schwester Elisabeth bei der Überreichung des Pokals, wie auch alle Aufführungen findet Ihr, meine lieben Kinder, in einem Buche aufgezeichnet, welches uns meine Schwester Elisabeth gestiftet, und in welches sie eigenhändig alles eingetragen hat, was auf den einzig schönen Tag Bezug hatte. Mir war die dankbare Aufgabe zugewiesen worden, der beiden anwesenden Jugendfreunde meiner Mutter, der schon mehrfach erwähnten Tante Henny Focke und ihres Vetters, Onkel Georg Hasenclever, auch eines ~hringhauser Kindes, zu gedenken.

Auf ausdrücklichen Wunsch meiner Eltern sollten bei Tisch keine Kellner, überhaupt keine fremden Menschen, aufwarten. Diese Arbeit hatten die Stubenmädchen aus den Häusern der Familie übernommen, die, alle gleichmäßig in schwarze Kleider mit weißen Schürzen gekleidet, sich ihrer Aufgabe vorzüglich entledigten und wesentlich dazu beitrugen, den Charakter eines Familienfestes zu bewahren.

Sämtliche Aufführungen trugen natürlich einen streng familiären Charakter und bezogen sich durchweg auf das Leben meiner Eltern in ihrer Jugend und in ihrem eigenen Heim. Frau Geheimrat Heye aus Hamburg, die älteste Schwester meiner beiden Schwägerinnen Bertha und Ida, sowie das Kinderfräulein meiner Schwester Johanna Friederichs hatten sich um diese Aufführungen besonders verdient gemacht, während meine Schwägerin Ida reizende Festlieder zu bekannten Melodien gedichtet hatte.

Die Anzahl der eingelaufenen Telegramme war natürlich unzählig, aus nächster Nähe und größter Ferne; Moskau war darunter zu meiner großen Freude recht zahlreich vertreten. Das einzig schöne Fest verlief ohne den kleinsten Mißton. Mein schon damals schwerkranker Schwager Hugo Friederichs hatte glücklicherweise gerade einen recht guten Tag und Elisabeth Bettelhäuser, die an einer Halsentzündung erkrankt war, konnte trotzdem ihre Rolle in den Aufführungen beibehalten, wenn sie auch nicht die ganze Zeit der Gesellschaft beiwohnen konnte. Das schöne Fest schloß mit einem flotten Tanz, nachdem sich die Deutzer Pionierkapelle durch vorzügliche Tafelmusik ausgezeichnet hatte; war selbige doch ein oder zwei Jahre vorher mit dem höchsten Preis für die besten Leistungen innerhalb des 8. Korps ausgezeichnet worden. Der Tag war allen Beteiligten, speziell den Eltern, ganz ausgezeichnet bekommen; auch Schwager Hugo Friederichs und Elisabeth Bettelhäuser waren recht wohl. - Am Abend des 13. Oktober wurden die Angestellten von Kontor und Packstube in den Räumen der letzteren bewirtet.

38 Am nächsten Tage, einem Sonnabend, hatten Schwager Moritz Böker und seine Frau Elisabeth die ganze Jugend zu einem Ball eingeladen, wozu von Verheirateten nur Heinrich Böker und Frau und wir eingeladen waren. In den Begrüßungsworten meinte M.B., sie wären sich nicht einig gewesen, ob sie einen Ball 'mit Nichten' geben sollten oder 'mitnichten' einen Ball, hätten sich aber doch schließlich zu ersterem entschlossen.

Dieses nette Wortspiel erregte bei den zahlreich erschienenen Nichten natürlich große Heiterkeit.

Nach dem Feste verblieben wir noch kurze Zeit in Remscheid und fuhren von dort nach Hannover, um dort eine Tante Dietze meiner Frau und deren Kinder Carl und Olga Hecht zu besuchen. Nachdem wir dort einige sehr gemütliche Tage zugebracht hatten, fuhren wir nach Berlin, wo wir uns auch noch zwei Tage aufhielten und auch noch einen Abend mit Schwager Moritz Böker verbrachten, um dann, äußerst zufrieden mit unserer Reise, wieder nach Moskau zurückzukehren.

Den Sommer 1894 verbrachten wir wieder in Sokolniki, und im Herbst fuhr ich wieder nach Remscheid, hatte ich doch meinen Eltern versprochen, nach Möglichkeit ihren Hochzeitstag stets bei ihnen zuzubringen. Der Aufenthalt in diesem Jahre war aber ein recht trauriger, war doch kurz vorher mein bei uns allen, ohne Ausnahme, 90 sehr beliebter Schwager Hugo Friederichs seinen langen und qualvollen Leiden erlegen; für ihn eine Erlösung, für meine arme Schwester und deren neun unmündige Kinder aber ein sehr schwerer Schlag. In denselben Tagen war auch mein Vetter Richard Hasenclever plötzlich am Schlagfluß gestorben, im Begriff, mit seiner Batterie auszurücken. Die Ehringhauser Familien waren dadurch natürlich alle in große Trauer versetzt.

Am 10. Januar 1895 wurde uns unser Töchterchen Lilly geboren, so daß wir nun stolz sagen konnten: "Wir haben Söhne und Töchter." Den Sommer 1895 verbrachten wir auch wieder in Sokolniki, immer auf demselben Prospekt, aber jetzt das zweite Jahr in der Datsche Sorokina, in der früher schon einmal meine Schwiegermutter gewohnt hatte.

Im Herbst reiste ich wie gewöhnlich nach Deutschland. Auf diesen Reisen im Herbst beschränkte ich mich natürlich nie auf einen Besuch in Remscheid allein, sondern besuchte auch stets meine anderen Geschäftsfreunde. So fuhr ich in diesen Jahren regelmäßig auch nach Offenbach und besuchte bei der Gelegenheit auch immer meine Geschwister in Biebrich.

Unsere beiden ältesten Söhne waren inzwischen in die Michaeli-Realschule eingetreten, die damals einen ausgezeichneten Ruf genoß, und in die ich auch später unseren dritten Sohn Rudolf noch abgab. 1896 beschlossen wir, eine uns von unserem Freunde Prollius angebotene Datsche in Perlowka, an der Jaroslawler -ahn, zu beziehen. Dieser Tausch gefiel uns so gut, daß wir bis zum Ausbruch des Krieges 1914 auf dieser Bahn verblieben und, zwar mit Ausnahmen einiger Jahre in Tarassowka, immer in Perlowka wohnten, aber nicht mehr bei Perlow, der sich äußerst unangenehm benommen hatte, sondern bei Iwanow, der alles tat, es uns auf seinen durchweg neuen und 'schönen', bequemen Datschen angenehm zu machen.

39 In diesem Jahre 1896 zogen wir aber etwas später aufs Land, der im Mai stattfindenden Krönung halber. Schon Anfang Mai begann der Zufluß der Gäste aus aller Herren Länder. Am 6. Mai war ich mit zum Empfang des Prinzen Heinrich, dem ich mit den anderen Herren des Vorstandes vom Verein der deutschen Reichsangehörigen auf dem Brester Bahnhof vorgestellt wurde, nachdem wir uns schon einige Tage vorher dem deutschen Botschafter, Fürst Radolin, vorgestellt hatten. Auch stellte ich mich später dem Großherzog von Hessen vor, den Herr Camesasca und ich im Namen unseres

deutschen Reichsvereins zu dem von diesem veranstalteten Gartenfest einladen mußten. Die Krönung selbst fand den 26. Mai mit kolossaler Pracht statt; die Illumination an drei aufeinanderfolgenden Tagen war über alle Beschreibung schön und großartig.

Am 1. Juni hatte unser Verein alle zur Krönung eingetroffenen deutschen Prinzen mit deren Gefolge sowie die zahlreichen deutschen Offiziersdeputationen zu einem Gartenfest eingeladen, das sehr nett verlief, aber doch eine heftige Zeitungspolemik in deutschen Blättern im Gefolge hatte, wegen eines Passus in der Festrede von Herrn Camesasca, in der er gesagt hatte, daß Prinz Heinrich als Vertreter des Deutschen Kaisers mit einem großen Gefolge von deutschen Fürsten zu diesem Feste eingetroffen sei. Das Wort 'Gefolge' wurde vom Prinzen, jetzigem König Ludwig, von Bayern aufs schärfste zurückgewiesen, da sie, die Prinzen, kein Gefolge darstellten, sondern die treuen Verbündeten des Kaisers seien. Selbstverständlich hatte der Redner bei Anwendung des Wortes 'Gefolge' sich absolut nichts Böses gedacht, aber speziell in Bayern war man unglaublich aufgeregt und aufgebracht. In Berlin schien man die absolute Harmlosigkeit des Wortes besser und richtiger aufgefaßt zu haben; jedenfalls bekam der sehr verdiente zweite Vorsitzende des Vereins, eben dieser Herr Camesasca, einen preußischen Orden.

Die Festlichkeiten der Krönung erhielten aber einen grellen Mißklang durch das furchtbare Unglück auf dem Chodinkafelde, wo bei Gelegenheit der Volksbewirtung zwischen fünf- und sechstausend Menschen zu Tode gedrückt und getreten wurden. Die letzte offizielle Festlichkeit war das Fest des Deutschen Botschafters, der, anstatt des üblichen Balls, einen musikalischen Abend veranstaltet hatte, zu dem das ganze philharmonische Orchester von Berlin unter Leitung von Professor Schuch nach Moskau gekommen war. Auch war das Festessen, mit allem was dazu gehörte, von Berlin herübergeschafft worden, und nach übereinstimmendem Urteil aller Teilnehmer und der russischen Presse soll dieses Fest alle anderen, seitens der anderen Botschafter veranstalteten, Festlichkeiten in den Schatten gestellt haben.

40 Im Laufe des Sommers verkehrten wir sehr viel mit Alex Lasch und Frau, die in Taininskoje, einem unmittelbar bei Perlowka gelegenen Datschenort, wohnten. Aber der Sommer brachte auch große Trauer für die ganze Familie mit sich durch den Tod meiner Schwägerin Nelly, der Frau von meinem Schwager Eduard Rabeneck, die kurz nach der Geburt eines prächtigen Knaben starb. Das war nicht nur ein schwerer Schlag für den armen Mann und seine vier Kinder, sondern für die ganze Familie, da die Verstorbene allgemein sehr beliebt war. Im August des Jahres war ich mit meiner Frau einige Tage auf der sehr sehenswerten Ausstellung in Nishny, und haben wir diese Tage trotz unglaublicher Hitze sehr genossen.

Der Herbst brachte mich wieder nach Deutschland. Im Februar 1897 besuchten uns mein Bruder Walter und Schwager Moritz Böker. Selbige trafen es leider insofern sehr ungünstig, als Gustav an Scharlach erkrankt war, und zwar in ziemlich starker Form. Er wurde von seiner Mutter gepflegt und war auch in der Wohnung geblieben, während die vier anderen Kinder ins Haus meiner Schwiegermutter gebracht worden waren, welche selbst, nach dem Tode meiner Schwägerin Nelly, ganz ins Haus meines Schwagers Eduard nach Sobolewo übergesiedelt war. Im April war Gustav wieder ganz hergestellt, und zogen auch wir zu den Kindern über, da unsere Wohnung gründlich desinfiziert werden mußte. Dort, im Chludowsk~ Tupik, wo Mama ein kleines Einzelhaus bewohnte, wurde uns am 19. Mai der vierte Junge geboren, der in der im Juli auf der Datsche in Perlowka gefeierten Taufe den Namen Otto erhielt. Seine Mama erholte sich recht

rasch, und konnten wir schon nach drei Wochen auf die Datsche übersiedeln. Wir wohnten dort auf einem Hofe mit Loos' und Laschs zusammen und verbrachten in deren Gesellschaft einen sehr netten, zeitweise sehr vergnügten, Sommer. Auch diese beiden Frauen hatten ein Baby, und gab die Anwesenheit der drei Ammen mit ihren drei Pflegebefohlenen häufig Anlaß zur Heiterkeit und mehr oder weniger guten Witzen.

Am 24. Juni 1897 starb mein lieber Vater im Alter von stark dreiundachtzig Jahren. Ich konnte zur Beerdigung nicht hinfahren und war dadurch das einzige von uns zehn Kindern, welches ihm nicht die letzte Ehre erweisen konnte. Die sehr schöne Grabrede sandte mir Schwester Elisabeth ein, und findet Ihr selbige in meinen Papieren.

Im August dieses Jahres kam der Deutsche Kaiser nach Petersburg, und hatte ich wieder die Freude, seitens des Vereins der deutschen Reichsangehörigen zur Begrüßung nach dort abgeordnet zu werden, dieses Mal in Begleitung der Herren Keller, Speidel und meines Freundes Walch. Auf einem den Deutschen zur Verfügung gestellten Dampfer fuhren wir der 'Hohenzollern' und den die kaiserliche Jacht begleitenden Kreuzern und Torpedobooten nach Kronstadt entgegen, und war es ein ganz wunderbarer Anblick, als das Geschwader herandampfte. Das Hurrarufen beim Passieren der Jacht, und das Salutschießen seitens der deutschen und russischen Kriegsschiffe sowie der Festung Kronstadt machte einen betäubenden Lärm, aber einen ganz unverßeßlichen Eindruck. Nachmittags waren wir auf dem deutschen Schulschiff 'Charlotte', welches gerade in Petersburg lag, und wurden dort von den Offizieren und Kadetten aufs beste aufgenommen. Auch den Abend verbrachten wir mit ihnen in dem bekannten Restaurant von Leiner.

Am nächsten Vormittag fand dann der Empfang sämtlicher Deputationen in der Deutschen Botschaft statt. Kaiser und Kaiserin unterhielten sich aufs lebenswürdigste mit jedem einzelnen Herren. Mir gegenüber bedauerte der Kaiser sehr, der Einweihung der Kaiser-Wilhelm-Brücke bei Remscheid nicht persönlich haben beiwohnen zu können, sprach aber die Absicht und die Hoffnung aus, diesen Besuch recht bald nachholen zu können; und tatsächlich erfolgte derselbe auch einige Jahre später. Die Kaiserin erkundigte sich angelegentlich nach den Schulverhältnissen in Moskau, und konnte ich darüber ja auch einige Aufklärungen geben.

41 Nach diesem, uns alle ganz außerordentlich befriedigenden, Empfang versammelten sich alle Abgeordneten aus Moskau, Kiew, Libau, Odessa, Charkow, Riga und Reval etc. zu einem gemeinschaftlichen Diner. Unter den vielen Reden war auch eine, die aufforderte, an die Gründung deutscher Schulen zu denken, welche Aufgabe die deutschen Unterstützungsvereine zu lösen hätten. Ich trat dieser Auffassung aufs schärfste entgegen, meine Ansicht damit begründend, daß wir lediglich Unterstützungsvereine, als solche gegründet und seitens der russischen Regierung bestätigt seien. Wir müßten deshalb befürchten, das uns bisher erwiesene Wohlwollen der Regierung zu verscherzen, wenn wir diesen Rahmen unserer Tätigkeit, die ja auch in unseren Statuten scharf umgrenzt ist, überschreiten würden. Meiner Meinung nach wäre die Gründung deutscher Schulen ein entschiedener Übergriff über die uns gewährten Rechte hinaus. Es wurde mir später der Vorwurf gemacht, daß ich in diesem Kreise meine, wenn ja auch richtige, Ansicht nicht so scharf hätte zum Ausdruck bringen sollen, da dies einen Mißton in die Stimmung gebracht habe. Riga, und ein Abgeordneter von dort hatte den Vorschlag auch gemacht, ist es tatsächlich gelungen, eine deutsche Schule zu begründen; es mag dies durch die örtlichen Verhältnisse

möglich gewesen sein.

Prinzipiell habe ich aber meine Ansicht in dieser Frage nie ändern können, wie ich auch überhaupt immer aufs schärfste betont habe, daß wir deutschen Reichsangehörigen in Rußland sehr viele Rechte genossen, dafür aber auch die eine uns auferlegte Pflicht aufs peinlichste erfüllen müßten, d.h. die Pflicht, uns in absolut gar keine inneren russischen Angelegenheiten einzumischen. Ich glaube heute mehr wie je, sagen zu können, daß die Ereignisse der kommenden Jahre mir recht gegeben haben. Allerdings hat mir die russische Polizei bei Ausbruch des Krieges nicht gezeigt, daß sie von dieser, meiner Gesinnung unterrichtet gewesen sei, ich vielmehr annehmen muß, daß sie gerade das Gegenteil gedacht hat. Doch davon später, liegen bis zu diesem Zeitpunkt doch noch siebzehn Jahre vor uns.

Während einige der Herren noch einen Tag in Petersburg blieben, fuhr ich abends mit meinem Freunde Walch nach Moskau zurück. Im Herbst des Jahres war ich wieder in Deutschland. Mein Elternhaus fand ich durch den im Juni erfolgten Heimgang meines Vaters natürlich sehr verändert, freute mich aber doch sehr, unser liebes Mütterchen recht wohl vorzufinden. Bevor ich aber nach Remscheid kam, war ich in Biebrich, wo ich der Silberhochzeit von Bettelhäusers beiwohnte, die wegen der Trauer natürlich nur in kleinem Kreise gefeiert werden konnte. Die Geschwister waren aber doch möglichst zahlreich erschienen, und verlief der Tag sehr nett. Mir war die Aufgabe zugewiesen, den Trinkspruch auf das Silberpaar auszubringen. Außer den Kindern und uns waren nur die nächsten Biebricher Freunde eingeladen. Während die Geschwister am nächsten Tage nach Hause zurückfuhren, machte ich einen Abstecher auf den Niederwald, wo ich noch nicht gewesen war, und bedauerte nur, daß ich niemanden bei mir hatte, mit dem ich meine Gefühle und Eindrücke austauschen konnte.

42 Auch den Sommer 1898 verbrachten wir wieder sehr gemütlich in Perlowka, waren häufiger in Sobolewo, wo meine Schwägerin Else ihren Einzug als junge Frau meines Schwagers Eduard gehalten hatte. Da es für meine Frau sehr wünschenswert war, daß sie auch eine gründliche Ausspannung aus der Haushaltung habe, fuhren wir im September nach Abbazia, wo wir ganz außerordentlich angenehme vierzehn Tage verbrachten, nachdem wir uns vorher einige Tage in Wien aufgehalten hatten. Wir fuhren bei schönem Wetter über den Semmering, uns an der prachtvollen Gegend erfreuend, und kamen abends am Ziel unserer Wünsche an, leider bei strömendem Regen, aber doch sehr warmem Wetter. Wir fanden ein sehr hübsches Zimmer im Hotel Quarnero und hatten auch die Freude, daß sich das Wetter am zweiten Tage aufklärte, und wir dann auch sofort mit dem Baden im Meer beginnen konnten, was wir auch bis zum letzten Tage unseres Aufenthaltes fortsetzten. Die uns seit Jahren bekannte Familie Risch aus Moskau wohnte in demselben Hotel. Wir waren derart vom Wetter begünstigt, daß wir fast jeden Morgen unsern Kaffee im Freien einnehmen konnten. Gegen elf Uhr wurde gebadet, und nachmittags wurde irgendein Ausflug unternommen, entweder zu Fuß in die Ber~e, oder per Dampfer nach Fiume, auf eine der Inseln, oder auch ein Spaziergang in eins der Dörfer am Strand.

Wir waren mit Hotel, Verpflegung und dem ganzen Leben in Abbazia äußerst zufrieden und fuhren nach zweiwöchentlichem Aufenthalt zunächst nach Venedig, wo wir uns zwei Tage aufhielten. Dort trafen wir es insofern sehr günstig, als am zweiten Tage unseres Aufenthaltes auch der Deutsche Kaiser auf seiner Orientreise dort eintraf. Seinen Einzug sahen wir aus nächster Nähe; die prachtvollen Gondeln aus der

Dogenzeit mit ihren Führern in streng historischer Tracht boten einen sehr schönen Anblick. Befremdend war es für uns, daß die Begrüßung des Kaisers nicht durch Hurra-rufe, sondern nur durch Händeklatschen geschah. Selbstverständlich besuchten wir auch alle Sehenswürdigkeiten Venedigs, verbrachten einen Nachmittag draußen auf dem Lido, alles unter der Leitung eines erfahrenen Führers, der uns von unserem Hotel Bauer-Grünwaldt empfohlen worden war, und mit dem wir sehr zufrieden waren. Befremdend wirkte auf uns, daß wir trotz der späten Jahreszeit in Venedig noch unter Moskitonetzen schliefen.

Übrigens vergaß ich zu erwähnen, daß wir vorher einen kurzen Aufenthalt in Triest genommen hatten, wo wir natürlich auch Miramare besuchten, das Schloß weiland Kaiser Max's von Mexiko, wobei wir leider nicht vom Wetter begünstigt waren. Die Lage des Schlosses ist ganz unbeschreiblich schön.

Von Venedig fuhren wir nach Verona, wo wir uns einen Tag aufhielten zur Besichtigung der großen Arena und des Grabmals von Julia, bekannt durch 'Romeo und Julia'. Von Verona ging dann die Reise mit dem herrlichen Nordexpresszug über den Brenner direkt nach Frankfurt bzw. Biebrich, wo wir frühmorgens eintrafen. Am Abend vorher trafen wir in der Tür des von uns zu benutzenden Schlafwagens den uns bekannten Herrn Amburger aus Petersburg. Nach eintägigem Aufenthalt in Biebrich fuhren wir nach Remscheid, wo wir bei unserem lieben alten Mütterchen acht Tage blieben. Von dort kehrten wir, nach kurzem Aufenthalt in Berlin, nach Moskau zurück, mit den Resultaten und Genüssen der Reise äußerst zufrieden.

43 Das Jahr 1899 brachte unserem Hause einen weiteren Familienzuwachs durch die am 18. Oktober erfolgte Geburt unseres Jüngsten, der in der 'I'aufe den Namen Robert erhielt. Ich kam am gleichen Tage nachmittage aus dem Auslande an, konnte also mit Fug und Recht als Vater meiner Kinder sagen: "Ich zählt' die Häupter meiner Lieben; und siehl es war'n statt sechse sieben." Unser häusliches Leben ging im allgemeinen seinen ruhigen, gleichmäßigen Gang weiter. Die drei ältesten Jungens besuchten die recht gute Michaeli-Realschule, und die Mädchen wurden zu Hause von einer russischen Gouvernante unterrichtet. Wir nahmen absichtlich Russinnen, damit unsere Kinder von vornherein ein tadelloses Russisch lernen sollten; und den Zweck haben wir, so glaube ich, auch voll und ganz erreicht.

Am 4. Dezember 1900 war mein ältester Bruder Ernst in Bonn im Alter von 56 Jahren an Lungenentzündung gestorben. Das war die erste Lücke, die in unseren großen Geschwisterkreis gerissen wurde.

Im Winter 1900/01 erkrankte meine liebe Frau plötzlich sehr schwer, und waren wir einige Tage in größter Sorge. Die Krankheit begann einige Tage vor Weihnachten, und konnten wir erst am 5. Januar unseren Baum schmücken, obgleich unsere liebe Patientin noch immer sehr schwach war. Unser sonst sehr tüchtiger Hausarzt ist sich nie ganz klar geworden über die Krankheit. Er neigte zur Ansicht, daß es eine Entzündung der inneren Herzwände sei. Der Ernst der Lage war uns besonders bewußt geworden, als dieser Arzt selbst den Wunsch äußerte, noch einen anderen Arzt zu Rate zu ziehen, nachdem eine Nacht besonders schwer gewesen war. War in dieser Nacht nun die Krisis eingetreten, oder hatte sich der Zustand dank der von ihm ergriffenen Mittel so gebessert? Es ist schwer zu sagen, jedenfalls konnte der am nächsten Tage zu uns kommende Dr. Goldendach nichts Beängstigendes mehr entdecken. Die Sorge und Angst dieser ganzen Zeit werde ich aber mein Leben lang nicht vergessen. Die

weitere Genesung ging nur sehr langsam vor sich. Meine Frau war sehr geschwächt, und erst nach Wochen konnten wir die erste Ausfahrt riskieren, wozu uns mein Schwager Ludwig sein Gespann zur Verfügung stellte.

Da die Lage unserer Datsche in Perlowka, direkt an der Bahn, gar zu unruhig war, entschlossen wir uns, nach Tarassowka, auch eine Station auf der Jaroslawler Bahn, überzusiedeln. Dort fanden wir als Nachbarn wieder die Familie Billo vor, die auch in Sokolniki schon einmal unmittelbar neben uns gewohnt hatte. Der Verkehr zwischen beiden Häusern war ein sehr reger, besonders seitens der Jugend, die in gleichem Alter stand. Bei der Mutter dieses Herrn Billo hatte ich bei meinem ersten längeren Aufenthalt in Moskau im Jahre 1882 in Pension gewohnt, und hatten wir auch beide so ziemlich zur selben Zeit geheiratet. Meine Schwiegermutter, Loos' und Laschs wohnten in diesem Jahre in Bolschewo, etwa eine Stunde von Tarassowka entfernt, und waren wir jede Woche mindestens einmal dort.

Im Sommer 1902 ging meine Frau mit meiner Schwiegermutter für einige Wochen nach Sestrorezk bei Petersburg, um Seeluft und Seebäder zu genießen. Der Aufenthalt hatte beiden recht gut getan, trotz der recht primitiven Einrichtung, die wir dort vorfanden. Tante Luise ~uack führte während der Zeit bei uns die Haushaltung. Im Herbst war ich, wie gewöhnlich, in Deutschland.

44 Im März 1903 bekam ich recht beunruhigende Nachrichten über das Befinden meiner lieben alten Mutter und entschloß mich deshalb zu einer kurzen Reise nach Remscheid in der Befürchtung, im Herbst mein liebes Mütterchen nicht mehr anzutreffen. Am 15. März kam ich bei wundervollem Frühlingswetter in Remscheid an und war freudig überrascht, Mama so munter und rüstig vorzufinden. Am 17. März war die Hochzeit meiner Nichte Clara Friederichs mit Heinrich Kießler, und fuhr ich mit Mama bei herrlichstem Wetter im offenen Wagen zur Hochzeit. Das Fest verlief sehr nett unter großer Beteiligung von Verwandten und Freunden. Vierzehn Tage später reiste das junge Paar nach Mexiko, wo Kießler bei Robert Böker angestellt war. Als ich einige Tage später auch wieder heimreiste, war ich mir aber doch darüber klar, daß ich meine Mutter sicher nicht mehr wiedersehen würde. Im Mai dieses Jahres entschlief Mama sanft und ruhig, und war mit ihr ein Mensch zur ewigen Ruhe eingegangen, von dem man wohl sagen konnte: er hat nur Liebe geerntet, weil er sein ganzes Leben hindurch nur Liebe, und dies in reichstem Maße, gesät hatte.

Ein Elternhaus hatten wir nun nicht mehr, und wenn dies natürlich auch für uns alle sehr schmerzlich war, so litt doch entschieden am meisten darunter meine arme, unverheiratete Schwester Marie, die ihr ganzes Leben hindurch im Elternhaus geblieben war. Nach dem Testament meines verstorbenen Vaters sollte unser Haus an meinen Bruder Gustav übergehen. Im Laufe des Sommers wurde der Hausstand dann ganz aufgelöst und auf Grund freundschaftlichen Übereinkommens zwischen den Geschwistern verteilt. Mir wurden bei der Verteilung zu meiner großen Freude die großen Bilder meiner Eltern zugesprochen, was mir um so lieber war, als beide ganz ausgezeichnet in der Ähnlichkeit und in der Ausführung waren.

Unser Elternhaus wurde dann einer gründlichen Reparatur und auch einem teilweisen Umbau unterworfen, der aber durchweg im Sinne unseres lieben Mütterchens war, die selbst immer den Wunsch gehegt hatte, das Haus in dieser Weise umgebaut zu sehen, natürlich aber nicht daran denken mochte, dies noch in ihrem letzten Lebensjahre selbst



durchzuführen. Wenn dadurch natürlich auch das äußere und auch das innere Bild des Hauses etwas geändert wurde, war diese Veränderung doch eine derartige, daß selbige alle Geschwister angenehm berührte, und wir eigentlich nur bedauerten, daß Mama das Haus nicht mehr so gesehen hatte, besonders mit der reizenden Veranda nach dem Garten zu, nach der sich Mama immer so geseht.

Bei Gelegenheit dieser Reise brachte ich unseren Ältesten nach Remscheid, wo er zunächst ein Jahr lang praktisch in verschiedenen Fabriken arbeiten sollte, um dann die Hochschule in Darmstadt zu besuchen. Gustav arbeitete zunächst auf der nicht großen Maschinenfabrik von Fr. Hürxthal, dann noch in der Bergischen Stahl Industrie Ges. und bei Gebr. Klein in Dahlbruch, um dann im Herbst 1904 nach Darmstadt überzusiedeln. Ich war schon früher im Kultusministerium gewesen, wo ich mich betreffs der Berechtigung für den einjährig-freiwilligen Dienst erkundigt hatte. Ich fand dort die denkbar beste Aufnahme, vielleicht auch deshalb, weil ich eine Empfehlung von Geheimrat Friederichs in der Tasche hatte. Jedenfalls erreichte ich, daß das Abgangszeugnis der Michaeli-Schule zum einjährig-freiwilligen Dienst berechtigte. In der Folge hatte ich dann auch mit den Zeugnissen von Arthur und Rudolf gar keine Schwierigkeiten, und erhielt ich die betreffenden Berechtigungsscheine stets prompt nach Vorstellung der betreffenden Schulzeugnisse beim Zivilvorsitzenden der Ersatzkommission in Remscheid.

45 Auch das Jahr 1904 brachte mich im Herbst wieder nach Remscheid, wo ich am 2. Oktober der Silberhochzeit meines Bruders Gustav und seiner Frau Ida beiwohnte.

Für Rußland war 1904 ein sehr schweres Jahr. Im Januar war der Russisch-Japanische Krieg ausgebrochen, der bekanntlich für Rußland sehr böse Enttäuschungen mit sich brachte. Die Stimmung uns Deutschen gegenüber war eine sehr gute, die sich gleich bei Ausbruch des Krieges durch eine große Demonstration vor dem Deutschen Konsulat kundtat. In der Verwaltung, speziell der des Heeres, traten aber ganz entsetzliche Mängel und Unterlassungssünden zutage, und war die Stimmung im Lande zum Teil sehr gedrückt, zum Teil sehr aufgebracht. Bei Beginn des Krieges hatten die beiden deutschen Gesangvereine ein großes Konzert zugunsten der Verwundeten veranstaltet, was außerordentlich gut besucht war und auch geldlich einen sehr schönen Erfolg hatte, ebenso brachte die Sammlung unter den deutschen Reichsangehörigen eine schöne Summe ein.

Unser häusliches Leben verlief sehr still. Regelmäßige Sitzungen im Verein der deutschen Reichsangehörigen, die Mittwochabende bei meiner Schwiegermutter und die Freitagabende in meinem Kegelklub waren eigentlich die einzigen Abwechslungen. Alle diese Abende besuchte ich aber sehr regelmäßig und stets mit großem Vergnügen. Besucher aus dem Auslande, speziell meine Brüder, waren stets gern kommende und gern gesehene Gäste, sowohl bei meiner Schwiegermutter als auch auf der Kegelbahn. Der Verein hätte in diesem Jahre eigentlich sein 25-jähriges Jubiläum feiern sollen; wegen des Krieges wurde aber davon abgesehen, die Feier auf bessere Zeiten verschoben.

Meine Tätigkeit im Verein der deutschen Reichsangehörigen war speziell dem Dienste in der Unterstützungskommission gewidmet gewesen, der ich nun schon seit meinem Eintritt im Jahre 1889 angehörte. Als nun aber im Dezember 1904 der bisherige Schatzmeister des Vereins, mein langjähriger lieber Freund Walch, starb, wurde ich

aufgefordert, dessen Amt zu übernehmen. Zur Annahme dieser Aufforderung hielt ich mich um so mehr verpflichtet, als Walch nicht nur mein persönlicher Freund gewesen war, sondern ich auch noch an seinem Todestage bei ihm war, um von ihm noch einen Scheck auf unsere Bank für die Bedürfnisse der Unterstützungskommission, in welcher ich am nächsten Tage Dienst hatte, entgegenzunehmen. Die Einlösung dieses Schecks war, beiläufig bemerkt, nicht ganz einfach. Walch hatte den Scheck am 4. Dezember nachmittags ausgeschrieben, aber vom 5. Dezember datiert, da er doch erst an diesem Tage bei der Bank vorgestellt und eingelöst werden konnte. Wenn ich nun am 5. morgens den Scheck einfach vorgestellt hätte, wäre er glatt angenommen worden. Ich hielt es aber für meine Pflicht, den Walch sowohl wie mir befreundeten Herren der Bank Mitteilung vom Tode unseres Schatzmeisters zu machen mit dem Hinweis, daß der Tod noch am 4. Dezember abends eingetreten, der Scheck aber mit Datum vom 5. Dezember ausgestellt sei. Die Eigenart des Falles erforderte natürlich eine Aussprache innerhalb des Direktoriums der Bank, die aber doch damit endete, daß mir das Geld ausgezahlt wurde. Das Amt des Schatzmeisters des Vereins behielt ich dann bis zum Frühjahr 1914, wo ich zum 2. Vorsitzenden des Vereins gewählt wurde, nachdem ich kurz vorher mein 25-jähriges Jubiläum als Vorstandsmitglied begangen hatte. Von diesem sehr netten Feste werde ich noch an späterer Stelle erzählen.

46 Nun kam das denkwürdige Jahr 1905. Im Frühjahr dieses Jahres konnten wir~ erst unseres Jubiläums begehen, unter kolossaler Beteiligung seitens der deutschen Kolonie und sämtlicher deutschrussischer Wohltätigkeitsgesellschaften und Vereine, die alle, ohne Ausnahme, durch Deputationen und Adressen vertreten waren. Desgleichen waren Abordnungen fast aller anderen deutschen Vereine Rußlands erschienen, und war die Zahl der Glückwunschtelegramme eine riesige. Besondere Freude erregte natürlich das Telegramm des Deutschen Kaisers, und zwar von S.M. direkt, und nicht in seinem Auftrage vom Kabinett; ferner die Telegramme des Moskauer Generalgouverneurs, Großfürst Sergius, des jetzigen und der früheren deutschen Botschafter in Petersburg. Das Fest begann mit einem großen Festakt in der Russkaja Palata des Slaw~ansky Basar, woran sich dann das große Festmahl im unteren Saale anschloß, an dem auch viele Russen teilnahmen. Im März wurde mir die große Freude und Ehre zuteil, daß mir seitens S.M. der Königl. Kronenorden verliehen wurde, für meine langjährige Tätigkeit im Verein. Mein Bruder Walter schickte mir das Miniaturabzeichen dieses Ordens, welches mein Vater stets getragen hatte.

Aber schon in diesem Frühjahr machte sich die unruhige Stimmung im Lande immer mehr bemerkbar und äußerte sich zunächst durch die Ermordung des Großfürsten ~ergli im Kreml in Moskau, nachdem schon im Januar dieses Jahres große Demonstrationen in Petersburg mit vielen Opfern an Toten und Verwundeten stattgefunden hatten. Den ganzen Sommer hindurch kamen an den verschiedensten Stellen des Reiches Unruhen vor, besonders seitens der Arbeiter. Im Sommer war der Friede mit Japan in Nordamerika geschlossen worden, und die zurückkehrenden Truppen trugen durchaus nicht zur Beruhigung des Landes bei. Die im Juli erfolgte Geburt eines Thronfolgers erregte aber allenthalben große Freude, und gönnte man der kaiserlichen Familie dieses Glück von ganzem Herzen.

Trotz der unbehaglichen Stimmung reiste ich im Herbst doch wieder nach Deutschland, da zu viele Fragen vorlagen, die einer gründlichen Besprechung bedurften, denn das Geschäft hatte, speziell durch den Verfall der Uralindustrie, die mir immer einen guten Absatz verschaffte hatte, stark gelitten, und standen fallender Umsatz und steigende

Unkosten in gar keinem Verhältnis zueinander. Am Tage meiner Ankunft in Warschau kam gerade die Nachricht von der Ermordung des großen Lodzer Fabrikanten Scheibler, und die ganze Stimmung in Polen wurde dadurch deutlich illustriert, daß unser Verbindungszug von Praga nach Warschau von Militär begleitet werden mußte. Wir kamen aber doch glücklich durch Polen durch, und fand ich bei meiner Ankunft in Remscheid in diesem Jahr mein Quartier bei meinem Bruder Walter bereitet, was übrigens auch schon im Jahre 1903, nach dem Tode meiner Mutter, der Fall gewesen war, während ich 1904 bei meinem Bruder Gustav logiert hatte, da bei Walters schon zu viel Logierbesuch war. Aber leider sollte der diesjährige Aufenthalt in Remscheid sehr getrübt werden.

- 47 Nach achttägigem Aufenthalt in Remscheid erkrankte mein Bruder Walter ganz plötzlich, nachdem wir noch am Abend vorher an einer Generalversammlung der Berg-  
Stahlindustrie mit daran anschließendem Abendessen teilgenommen hatten. Anfänglich wurde dem anscheinend geringen Unwohlsein gar keine Bedeutung beigelegt, da sich der Bruder stets einer guten Gesundheit erfreut hatte, abgesehen von einem chronischen Husten, mit dem er von Kindheit an behaftet gewesen war. Die Krankheit zog sich eine Woche hin, und genau acht Tage nach der oben erwähnten Generalversammlung schloß mein lieber Bruder seine Augen für immer. Dies war für uns alle ein ungemein schwerer Schlag, denn gerade Walter war wie geschaffen gewesen, das Haupt unseres großen Kreises zu bilden, und alle in demselben anerkannten gern diese Stellung, zu der ihn sein außerordentlich feines, freundliches und immer entgegenkommendes Wesen so besonders befähigt hatten. Wie beliebt und allgemein geachtet der Bruder gewesen war, bewies die ungemein große Teilnahme seitens der Bevölkerung bei seiner Beerdigung, nicht minder die außerordentlich ehrenden Nachrufe seitens des Oberbürgermeisters und der Vereine, denen er angehört hatte.

Ich hatte in diesem Herbst meinen Sohn Arthur mit nach Remscheid genommen, der dort bei Hilger & Söhne seine Lehrzeit durchmachen sollte, und den Walter persönlich für das russische Geschäft vorbereiten und ausbilden wollte. Sein eigener ältester Sohn weilte zu der Zeit gerade in Nordamerika, wohin er zusammen mit Heinrich Böker, dem einzigen Sohn meiner jüngsten Schwester Elisabeth, eine Studienreise unternommen hatte, nachdem sein Studium in Charlottenburg beendet war. Der zweite Sohn war noch in der Lehre in Bremen. Dieser plötzliche Todesfall war natürlich auch für Arthur ein harter Schlag, denn der Onkel Walter, sein Pate, war ihm von jeher sehr zugetan gewesen.

Mein Bruder Gustav mußte nun das Geschäft allein in seine Hände nehmen, da sein ältester Sohn Alfred auch in New York, im Geschäft von Wiebusch & Hilger, tätig war. Dies war um so schwerer für Gustav, als er sich bisher nur wenig um das Geschäft mit Rußland bekümmert hatte, und seine ganze Tätigkeit dem Geschäft mit Nordamerika und Indien gewidmet war. Aber mit diesem schweren Schlag, dem Tod des Bruders, war's noch nicht getan.

Schon während Walters Krankheit liefen äußerst beunruhigende Nachrichten über in Rußland ausgebrochene Unruhen und Streiks ein, die dann bekanntlich zu den großen allgemeinen Streiks der Eisenbahnen, der Post, des Telegrafens usw. führten; streikte doch sogar das Personal in den Krankenhäusern und Apotheken. In ganz Rußland stockte jedweder Verkehr, und war es somit auch für mich eine absolute Unmöglichkeit,

nach Moskau zurückzureisen. Der Telegrafistenstreik war im Oktober aber doch noch nicht so allgemein und andauernd, daß ich nicht hin und wieder ein Telegramm hätte bekommen können, die mir dann doch wenigstens die Beruhigung brachten, daß meine Lieben in Moskau lebend und gesund waren, das Geschäft allerdings völlig stockte und alles geschlossen sei. Endlich, Ende Oktober, kam die Nachricht, daß der Weg über Petersburg frei sei, und zögerte ich nun natürlich keinen Augenblick, mich aufzumachen. Anfang November, ich glaube, es war am 9. abends, fuhr ich von Remscheid ab und ohne Aufenthalt in Berlin durch bis Moskau, ab Berlin in Gesellschaft meines alten Freundes Aussem, den ich zufällig in Berlin traf. Auch in Petersburg war es augenblicklich ziemlich ruhig, und kamen wir glücklich am 12. November morgens in Moskau an. Wir hatten den durchgehenden Zug nach Sewastopol benutzt, der in Moskau nicht auf dem Nikolai-Bahnhof landet, sondern nur einen kurzen Aufenthalt auf der kleinen Haltestelle in der Nähe des Bahnhofs nimmt. Dies konnten die Meinigen natürlich nicht wissen, und als ich nach Hause kam, fand ich meine liebe Frau nicht vor, die am Nikolai-Bahnhof auf mich wartete. Ich natürlich sofort dahin, und kann man sich unsere Freude denken, als wir uns glücklich wiederhatten, nach solch ereignisreichen, unruhigen Wochen. Und wie gut ich daran getan hatte, die erste Gelegenheit zur Rückkehr zu benutzen, sollte ich gleich am nächsten Tage, Montag, den 13. November, erfahren, da an diesem Tage der Verkehr schon wieder eingestellt war.

48 Der ganze November verlief sehr ungemütlich: fortwährende Streiks, besonders die großen Streiks der Post und des Telegrafisten, störten den Verkehr ganz ungemein. Dazu kamen Überfälle und direkte Raubzüge an allen Ecken und Enden. Ich hatte schon im Jahre 1904 mein Kontor aus der inneren Stadt, wo ich es zwanzig Jahre gehabt hatte, in eine auf die M~asnitzkaja mündende Straße übergeführt und auf dieser Hauptstraße selbst ein Magazin, speziell für Maschinen, eröffnet. Am 22. Dezember kam es bei diesem Hause zu einem Zusammenstoß zwischen streikenden Typographen und Gendarmen, und in der Nacht von diesem Tage auf den nächsten, einem Sonnabend, brach der bewaffnete Aufstand in Moskau aus. Das Signal dazu gab die 'Belagerung' des Revolutionskomitees im Hause Fiedler, in der Nähe unserer Wohnung. Punkt zwölf Uhr nachts wurden wir durch Geschützfeuer geweckt. Das Haus, in welchem sich die Gesellschaft versammelt hatte, wurde von einem gegenüberliegenden Holzhaus aus beschossen, mit Granaten, bis sich die ganze Bande ergab. Am nächsten Tage, Sonnabend, den 23. Dezember, begannen die Straßenkämpfe, wobei auch die M~asnitzkaja nicht verschont blieb, da von der 'Roten Pforte' aus die Gegend vor dem Kasaner- und dem Nikolai-Bahnhof beschossen wurde. An den Tagen vom 23. bis 29. Dezember wurde taglich von zwölf Uhr mittags bis abends unaufhörlich geschossen; das Geschütz- Maschinengewehr- und Kleingewehrfeuer hörte gar nicht auf und tobte, mehr oder weniger heftig, in allen Stadtteilen.

Natürlich waren alle Geschäfte etc. geschlossen, und ein Versuch, den ich in Gemeinschaft mit meinem Schwager Ludwig Rabeneck und unserem Freunde Lasch an einem Morgen machte, doch für einige Stunden vormittags ins Kontor zu kommen, scheiterte gründlich. Auf halbem Wege begegnete uns eine starke Patrouille, vor der wir schleunigst Reißaus nehmen mußten, wobei wir beobachten konnten, daß bei einer kleinen Verzögerung unsererseits sofort auf uns angelegt wurde. Da sich die Infanterie der Moskauer Garnison als unzuverlässig erwiesen hatte, war von Petersburg das Semenowsche Garderegiment nach Moskau geschickt worden, und diesem gelang es dann endlich am 30. Dezember durch Beschießung der ganzen Umgebung der Prochorowschen Fabrik und dieser selbst, die letzten Reste der Aufständischen zur

Übergabe zu zwingen, wobei die schöne Möbelfabrik von Schmidt, das Hauptquartier der Revolutionäre, in Grund und Boden geschossen wurde. - Im Jahre 1914 war noch nichts wieder dort aufgebaut worden.

Über Moskau war natürlich der Belagerungszustand verhängt worden, auf Grund dessen punkt sechs Uhr abends jedweder Verkehr auf den Straßen eingestellt werden mußte. Zu Weihnachten, also nach genau acht Tagen, wurde diese Vorschrift aber schon gemildert, und wir durften wieder bis neun Uhr abends ausgehen. Das Weihnachtsfest feierten wir verhältnismäßig vergnügt, konnten wir uns doch auch schon wieder einen Baum kaufen. Die Feier des 'deutschen Weihnachtsfestes' war natürlich unterblieben, da gerade an diesem Tage die heftigsten Kämpfe in Moskau stattfanden. Sonst war in jedem Jahr seitens des Vereins der deutschen Reichsangehörigen das 'deutsche Weihnachtsfest' unter sehr starker Beteiligung der deutschen Kolonie gefeiert worden, und sind wir diesem Brauch auch treu geblieben, bis der Ausbruch des Weltkrieges diesem Brauch wie dem ganzen Verein ein jähes Ende bereitete.

49 Von sonstigen Ereignissen des Jahres 1905 hätte ich noch nachzutragen, daß wir den 100. Jahrestag von Schillers Tode durch eine sehr schöne Feier im Slaw~ansky Basar begangen hatten, die nicht nur von Reichsdeutschen, sondern auch von Deutschen aller anderen Länder, besonders Rußland, der Schweiz und Österreichs gut besucht war.

Das Jahr 1906 verlief in politischer Beziehung auch noch außerordentlich unruhig: Überfälle auf Banken und einzelne Personen waren an der Tagesordnung, die Postwagen in der Stadt verkehrten nur unter starker militärischer Begleitung, und trotzdem fehlte es nicht an Beraubungen. Im Laufe des Sommers wurde ein mir befreundeter Ingenieur der elektrischen Straßenbahn, ein Reichsdeutscher, in den Werkstätten der Gesellschaft von einem Arbeiter erschossen. Die Überführung seiner Leiche zum Petersburger Bahnhof erfolgte in feierlicher Weise unter Beteiligung des Stadthaupts und verschiedener Beamten.

Im Herbst war ich wieder in Deutschland, doch wurde mein diesmaliger Aufenthalt jäh unterbrochen durch die Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden meines langjährigen Prokuristen und treuen Mitarbeiters Karl Prollius, die mich natürlich zwang, sofort nach Moskau zurückzukehren. Auf meiner Ausreise hatte ich meinen dritten Sohn Rudolf mitgenommen, der bei meinen Verwandten, Joh. Bernhd. Hasenclever & Söhne in Remscheid~hringhausen, seine kaufmännische Lehrzeit durchmachen sollte. Wir reisten zusammen mit einem Herrn Molloth und dessen ältestem Sohn, der nach Darmstadt auf die Hochschule ging. Die beiden Söhne dieses Hauses waren mit Arthur und Rudolf sehr befreundet, und waren wir mit Frau Molloth schon seit langen Jahren gut bekannt gewesen, und wuchs diese Bekanntschaft im Laufe der Jahre zu einer innigen Freundschaft aus. Hin- und Rückreise mußte ich über Petersburg machen, da der Weg über Warschau noch immer unsicher war. In Berlin hatte ich mich von Rudolf getrennt, da ich noch nach Bremen wollte, um dort der Hochzeit meines Neffen Alfred Hilger beizuwohnen. Ich freute mich sehr, bei dieser Gelegenheit viele meiner alten Bekannten und Freunde nochmals wiederzusehen.

Im Frühjahr des Jahres 1906 hatten wir die große Freude gehabt, meinen Bruder Gustav bei uns zu sehen, der nur einmal, und zwar vor dreißig Jahren, in Rußland gewesen war.

Das Jahr 1907 brachte uns nichts Besonderes; im Herbst war ich, wie gewöhnlich, in Deutschland, Während meines Aufenthaltes wollten wir einen Hilgerschen Familientag abhalten, zu welchem alle Geschwister mit möglichst vielen Kindern ihr Erscheinen zugesagt hatten. Es war dabei ein gemeinschaftliches Essen in der 'Concordia', einem bekannten Gesellschaftslokal in Remscheid, beabsichtigt. Leider wurde diese Zusammenkunft sehr gestört durch den Tod der jüngsten Tochter meiner Geschwister Vorster in Magdeburg, Frau Martin Meuchner, die einige Tage vor der Zusammenkunft an der Schwindsucht gestorben war. Von Vorsters kam natürlich niemand. Die übrigen Geschwister waren aber alle versammelt, und waren wir auch recht vergnügt zusammen. Das Essen fand aber nicht in der 'Concordia', sondern im Hause von Bökers statt. Nachdem war ich dann noch stark sechs Tage in Wiesbaden, um mich etwas auszuspannen. Ich hatte meine Söhne Arthur und Rudolf mitgenommen, und besuchte uns Gustav verschiedentlich dort von Darmstadt aus, wo er studierte. Den dortigen Aufenthalt habe ich sehr genossen, bietet doch Wiesbaden so viel als großer Kurort und, vor allen Dingen, auch durch seine herrliche Umgebung. Daß wir auch viel und gern mit meinen Geschwistern Bettelhäuser in Biebrich zusammen waren, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Auf Rudolf, der ja außer Moskau und Remscheid überhaupt noch nichts gesehen hatte, machte alles einen tiefen Eindruck; besonders der Kölner Dom, den wir auf der Hinreise besucht hatten, dann aber auch der Rhein und das Niederwalddenkmal, welches wir natürlich von Wiesbaden aus besuchten.

50 Das Jahr 1908 brachte mich erst zu Weihnachten ins Ausland, da ich im Herbst nicht hatte abkommen können. Ich war, wie auch im Jahr vorher, wieder bei Bökers abgestiegen, während ich früher bekanntlich immer auf Ehringhausen gewohnt hatte, bis zum Tode meiner Mutter natürlich im Elternhause, dann bei meinem Bruder Walter bis zu dessen Tode. Den Weihnachtsabend verbrachte ich mit den Söhnen Arthur, der auf Urlaub von Colmar gekommen war, und Rudolf bei meiner Schwester Johanna Friederichs, wo die Söhne ja auch wohnten. Der Abend verlief ganz ungemein nett und gemütlich. Nach Rückkehr zu Bökers fand ich dort noch einen reich besetzten Weihnachtstisch für mich vor. Den ersten Weihnachtstag verbrachte ich mit den Söhnen bei Bruder Gustav in Ehringhausen.

Sohn Gustav war in Zabrze in Oberschlesien auf einem großen Werk beschäftigt, und besuchte ich ihn dort, damit einen Besuch der Bismarckhütte verbindend, mit der ich in regem geschäftlichen Verkehr stand. Vorher hatte ich einen Tag in Berlin zugebracht bei Werner Delbrück's, bei denen auch meine Geschwister Bettelhäuser aus Biebrich weilten. Wenn es auch schon in Remscheid recht kalt gewesen war, so hatten wir in Berlin und Zabrze fast 20 Grad Frost, eine für deutsche Verhältnisse recht niedrige Temperatur. Den Silvesterabend verbrachten wir sehr nett bei Direktor Heil von der Donnersmarkhütte, dem direkten Vorgesetzten von Gustav. Am 1. Januar fuhr ich mit Gustav nach Kattowitz, wo wir abends das sehr hübsche Theater besuchten. Von dort fuhr ich in der Nacht in einem fast leeren Zug über Warschau nach Moskau zurück. Als Rarität kann ich erwähnen, daß ich auf dem Zollamt in Sosnowize der einzige Reisende mit großem Gepäck war, deshalb oder trotzdem ohne alle Unannehmlichkeiten durchgelassen wurde.

Im März des nun folgenden Jahres 1909 besuchte der Deutsche Botschafter in Petersburg, Graf Pourtales, mit seiner Frau Moskau, und gab ihm die deutsche Kolonie ein großes Essen in der Ermitage, was ganz außerordentlich stark besucht war. Am nächsten Tage hatte unser Konsul Dr. Kohlhaas einige Mitglieder des Vorstandes zu

einem kleinen, aber sehr feinen Diner zu Ehren des Botschafterpaares in seine Wohnung gebeten, und war auch ich unter den Eingeladenen. Nach Schluß des Essens begleiteten wir das gräfliche Paar zur Bahn, und hatte ich bei der Gelegenheit das Unglück, mich sehr heftig zu erkälten. Ich mußte mit einer Nierenentzündung fast drei Wochen das Bett hüten, wodurch ich recht von Kräften kam. Diese Krankheit war mir um so unangenehmer, als ich einen geschäftlichen Besuch aus dem Elsaß hatte, der zum ersten Mal in Moskau war, und ich nun nicht die Möglichkeit besaß, ihn persönlich bei den ihn interessierenden Firmen vorzustellen. Während meiner Krankheit starb auch mein alter Freund Carnatz, mit dem ich seit Beginn meines Aufenthaltes in Moskau, also seit Januar 1882, eng befreundet gewesen war. Zu meinem Bedauern konnte ich ihn nicht zur letzten Ruhestätte begleiten.

51 In diesem Jahre reiste ich im Herbst nicht nach Deutschland, hatte dafür aber die Freude, daß Arthur, nach beendetem Dienstjahr, nach Moskau zurückkehrte, um bei mir im Geschäft zu arbeiten, speziell im Interesse meines Remscheider Stammhauses, bei dem er ja all die letzten Jahre gearbeitet hatte. Es war dies für mich eine große Erleichterung, da ich mich auf diese Weise viel mehr meinen Vertretungen widmen konnte, die dies unbedingt verlangten.

Inzwischen war das Jahr 1910 angebrochen, welches sehr einschneidende Veränderungen für mich mit sich bringen sollte. Im März dieses Jahres kam mein Neffe Alfred Hilger nach Moskau, um sich mit dem russischen Geschäft an Ort und Stelle bekannt zu machen, soweit dies im Laufe von nur zehn Tagen möglich war. Schon während seines Aufenthaltes bei uns machte er mir Andeutungen, daß er unbedingt für eine völlige Trennung Remscheids von Moskau sei. Nach seiner Rückkehr nach Remscheid bekam ich dann auch ganz bald einen offiziellen Brief der Firma, worin mir in aller Form gekündigt wurde, mir dabei überlassend, mich einzurichten wie ich wolle. Wenn ich mich mit der Tatsache an sich sehr bald befreundete, da ich selbst längst die Überzeugung gewonnen hatte, daß der bisherige Modus nicht mehr zeitgemäß war, da die Unkosten in gar keinem Verhältnis zum Verdienst standen, so war die Art und Weise, wie der Bruch herbeigeführt wurde, aber derart kränkend und beleidigend für mich, die Korrespondenz in dieser Angelegenheit so gehässig, daß ich diese ganze Zeit auch heute noch nicht vergessen kann, obschon doch jetzt volle sieben Jahre mit allen ihren schweren Ereignissen darüber hingegangen sind. Mit ruhigem Gewissen kann ich auch heute nur wiederholen, daß ich im Laufe der 27 Jahre, die ich für Hilger & Söhne in Moskau tätig war, davon 25 Jahre unter meiner eigenen Firma, alles in meinen Kräften stehende getan habe. Wenn ich auch unbedingt zugebe, daß ich mehr als einen Fehler gemacht habe, so darf ich aber auch behaupten, daß Remscheid nicht fehlerlos dastand, und man dort jedenfalls kein Recht hatte, mich in einer derartigen Weise zu beschuldigen, wie dies geschehen ist.

Aber eins muß ich unbedingt hervorheben: mein Bruder Gustav, der nach Walters Tode bekanntlich Chef der Firma in Remscheid geworden war, hat sich in keiner Weise an den gehässigen Beschuldigungen beteiligt; selbige gingen ausschließlich von den beiden Neffen Alfred und Ernst aus. Bei jedem Besuch, den ich seit der Zeit in Remscheid gemacht habe, habe ich meine Bereitwilligkeit erklärt, die Hand zum Frieden zu bieten, sofern mir meine Neffen nur einen Schritt entgegenkommen wollten. Da dies aber nicht geschah, ich vielmehr im Lauf der Jahre nur immer wieder mich tief kränkende Briefe erhielt, ist eine Versöhnung bis jetzt nicht zustande gekommen, und ich darf ehrlich hinzufügen, zu meinem tiefsten Bedauern.

Als Resultat unserer im Jahre 1910 gepflogenen Unterhaltungen blieben mir alle Vertretungen, die ja auch tatsächlich mir persönlich, nicht aber der Remscheider Firma anvertraut waren. Ich verpflichtete mich, gegen eine feste Vergütung unser bisheriges Geschäft zu liquidieren, d.h. die vorhandenen Warenbestände best- und baldmöglichst zu verkaufen, die Außenstände einzutreiben usw. Im übrigen sollten beide Teile freie Hand haben, in Rußland nach eigenem Gutdünken zu arbeiten. Da viele unserer Kunden nur mich persönlich kannten und voraussichtlich auch nur mit mir persönlich zu tun haben wollten, boten mir Hilger & Söhne an, derartige Aufträge für mich gegen eine bestimmte Provision auszuführen, sofern ich Lust habe, noch weitere Geschäfte mit Händlern, bzw. überhaupt in Remscheider Waren, zu machen. Wenn ich auch gar keine Händlerkundschaft mehr besuchen ließ, blieben mir doch manche alte Kunden treu, und trotz meines Vorschlages, sich doch direkt an H. & S. zu wenden, zogen sie es vor, mit mir persönlich weiterzuarbeiten; und das waren hauptsächlich die Kunden, die sich stets durch anständiges Benehmen und korrekte Zahlungsweise ausgezeichnet hatten. Dieser Verkehr wickelte sich dann auch im ganzen glatt zwischen H. & S. und mir ab.

Durch die Trennung von H. & S. hatte ich natürlich freiere Hand für meine Vertretungen bekommen, und hatte ich schon bald die Freude, die Früchte dieser verstärkten Tätigkeit zu sehen. Zudem bekam ich noch einige neue, recht gute Vertretungen dazu, die mich speziell mit der Textilindustrie in Verbindung brachten. Es fehlte mir daher nicht an Arbeit, bei der ich aber die Genugtuung hatte, daß das Resultat derselben mir allein zufiel. Das große Magazin war längst, zunächst auf die Hälfte, reduziert worden. Als Ende 1910 auch die letzte Maschine verkauft war, konnte das ganze Lokal aufgegeben werden, und ich mietete mir ein kleineres, billigeres Büro. Das ziemlich zahlreiche Personal ging zum Teil, d.h. die Reisenden, zu H. & S. über, zum Teil suchten sich die Herren andere Stellungen. Ich nahm nur diejenigen mit hinüber in mein neues Geschäft, auf deren tatkräftige weitere Mitarbeit ich rechnen konnte, und die während der ganzen Konfliktzeit treu zu mir gehalten hatten.

Mein Sohn Arthur ging ganz zu H. & S. nach Remscheid über, da ihm dort eine bessere Zukunft beschieden zu sein schien als bei mir, wo er sich doch von neuem hätte einarbeiten müssen, da ich doch ausschließlich mit Fabriken und in technischen Artikeln arbeitete, worin zu arbeiten er in Remscheid ja gar keine Gelegenheit gehabt hatte. In seiner Eigenschaft als Mitarbeiter von H. & S. kam Arthur natürlich häufig nach Moskau, und hatten wir dann natürlich auch immer die Freude, daß der gute Jung' bei uns wohnte.

So traurig das Jahr 1910 in einer Hinsicht auch gewesen war, eine große Freude hatte es uns aber doch gebracht. Im Herbst dieses Jahres war es uns vergönnt, das Fest unserer Silberhochzeit zu feiern, und glaube ich wohl, nicht unberechtigt, sondern sogar verpflichtet zu sein, hierbei etwas länger zu verweilen. Meine Geschwister, die sehr wohl wußten, daß es mir infolge der schlechten Geschäftsjahre nicht möglich war, zusammen mit meiner Frau eine kostspielige Erholungsreise nach Deutschland zu machen, hatten beschlossen, uns diese Reise gemeinschaftlich zu schenken, ein gemeinsames Geschenk zu unserer Silberhochzeit. Ich muß gestehen, daß sie sich kaum ein uns willkomeneres Geschenk hatten ausdenken können. Wir hatten in diesem Jahr auf die Datsche verzichtet, was uns um so leichter wurde, als uns der große Garten von Freund Berens, der unmittelbar an unsere Wohnung stieß, jederzeit zur Verfügung stand, und wir zudem die Sonn- und Feiertage doch immer auf dem Lande



bei unseren Verwandten und Freunden zubrachten.

Anfang September russischen Stils reisten meine liebe Frau und ich nach Deutschland ab, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, wohin wir gehen wollten, da dies ganz vom Wetter in Deutschland abhängen sollte. Bei schönem, warmem Wetter wollten wir an die See, sonst aber nach Kassel-Wilhelmshöhe. In Berlin angelangt rieten uns die Wetterberichte ganz entschieden ab, noch an die See zu gehen, und fuhren wir deshalb, nach zweitägigem Aufenthalt in Berlin, nach Wilhelmshöhe. Wir fanden in dem einzigen dortigen Hotel ein recht gutes Zimmer, und wenn wir auch bei ziemlich unfreundlichem Wetter dort angekommen waren, lachte uns doch schon am nächsten Tage ein schöner, sonniger Herbstmorgen entgegen. Wir verbrachten vierzehn äußerst angenehme Tage dort, gingen morgens und nachmittags spazieren in den herrlichen Anlagen von Wilhelmshöhe und den unmittelbar daran anstoßenden Waldungen, waren auch verschiedentlich in Kassel selbst, wo ich nach Möglichkeit die Stätten nochmals besuchte, wo ich als Einjähriger vor über dreißig Jahren verkehrt hatte, wozu die Kaserne in erster Linie gehörte. Natürlich besuchten wir auch das reizende neue Hoftheater, die Bildergalerie, die Schlösser usw. Die Stadt und die Umgebung hatten sich in den 31 Jahren, in denen ich nicht mehr in Kassel gewesen war, so gewaltig verändert, daß ich manche Stadtteile gar nicht wiedererkannte. Meiner lieben Frau fünfzigsten Geburtstag feierten wir durch eine herrliche Spazierfahrt nach Wilhelmstal.

Nach einem außerordentlich genossenen Aufenthalt von vierzehn Tagen lenkten wir unsere Schritte nach Remscheid, wo meine liebe Frau seit vollen zwölf Jahren nicht mehr gewesen war. Wir fanden unser Quartier bei unseren Geschwistern Böker hergerichtet; fanden aber nicht nur bei diesen, sondern auch bei allen anderen Geschwistern die denkbar herzlichste Aufnahme. Rudolf war uns bis Rittershausen entgegen gekommen, und freuten wir uns zu sehen, daß auch ihm die bergische Luft anscheinend vorzüglich bekam.

Während unseres Aufenthaltes in Remscheid, den wir auf vierzehn Tage festgesetzt hatten, bereiteten uns unsere Geschwister Böker dadurch eine ganz besondere Freude, daß sie alle meine übrigen Geschwister eingeladen hatten, sich am 20. September, also genau einen Monat vor unserem Hochzeitstage, zu versammeln, um auf diese Weise unser Silberfest gemeinsam zu begehen, da ein Kommen ihrerseits nach Moskau ja doch ausgeschlossen war. Zu unserer größten Freude hatten aber auch alle Geschwister ohne Ausnahme zugesagt. Von der jungen Generation waren nur Heinrich Böker, als Sohn des Hauses, mit seiner Frau und Rudolf eingeladen. Am Vormittag machten meine drei Schwäger Bettelhäuser, Vorster und Böker und mein Bruder Gustav und ich eine Spazierfahrt per Auto durchs Oberbergische, dabei auch das Bökersche Gut Stillinghausen besuchend. Abends versammelten wir uns alle zu einem sehr feinen und reizend gemütlichen Silberhochzeitsessen, bei dem es auch nicht an warm empfundenen Trinksprüchen und einer großen Anzahl Telegrammen fehlte. Nach dem Essen wurde uns noch eine besondere Überraschung und Freude zuteil. Unser Neffe Heinrich Böker hatte den bei der Berg. Stahlindustrie bestehenden Männergesangverein gebeten, abends doch einige Lieder im Garten des Bökerschen Hauses zu singen. Der Eindruck, den dies auf uns alle, ganz besonders aber natürlich auf mich, machte, war ein ungemein tiefer und mir wieder ein Beweis dafür, wie genau meine liebe Schwester Elisabeth mich doch kennt, was zudem auch die Wahl der gesungenen Lieder deutlich zeigte. Sollte es mir vergönnt sein, noch einmal in meinen alten Papieren in meinem Schreibtisch in Moskau kramen zu können, finde ich auch wohl die Möglichkeit, das ganze Programm wiederzugeben.

Nach einem Aufenthalt von zwei Wochen fuhren wir dann noch für zwei Tage nach Biebrich, unsere Geschwister Bettelhäuser in deren eigenem Heim zu besuchen, was ich eigentlich auch wohl jedes Jahr getan hatte. Von dort fuhren wir nach Dresden, da meine Frau gern noch einmal die Stätten wiedersehen wollte, an denen sie so lange Jahre gewohnt hatte. Wir stiegen im Kaiser-Wilhelm-Hotel ab, demselben, in welchem meine Schwiegermutter bei ihren jährlichen Besuchen in Dresden zu wohnen gewöhnt war, und bekamen auch die von ihr regelmäßig benutzten Räume. Mit Besuchen der wenigen, in Dresden noch lebenden, alten Bekannten und der hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten, darunter auch die Sächsische Schweiz, vergingen die Tage sehr rasch.

In Berlin, wohin wir von dort fuhren, hatten wir die große Freude, von Rudolf überrascht zu werden, der schon früher als beabsichtigt Urlaub bekommen hatte, um uns nach Moskau zu begleiten. Dort kamen wir am 10. Oktober wieder an, froh, mit unseren Kindern wieder vereinigt zu sein. Wir hatten beschlossen, den Tag unserer Silberhochzeit durch ein Essen in der Ermitage zu begehen, da es in unserer Wohnung an Platz mangelte, auch nur die nächsten Verwandten und Freunde bei uns zu sehen. Obgleich wir den Kreis der Eingeladenen nach Möglichkeit beschränkt hatten, waren wir doch zu ungefähr fünfzig Personen zu Tisch. Als wir am Morgen unser Schlafzimmer verließen, wurden wir zunächst von unseren Kindern begrüßt, die uns mit dem Silberschmuck in Gestalt von Kranz und Sträußchen versahen. Im Lauf des Vormittags kamen dann sehr viele Gratulanten, darunter auch eine Deputation des Vereins der deutschen Reichsangehörigen, die uns eine ganz außerordentlich schön ausgeführte und ungemein herzlich abgefaßte Adresse überreichte. Selbige war von meinem Vorstandskollegen Sillem in künstlerisch schöner Weise gezeichnet und gemalt, während der Text der bewährten Feder unseres Vorsitzenden Dr. Krüger entstammte. Sie bildete einen ganz besonderen Schmuck unseres täglichen Wohnzimmers. Aber auch die Zahl der sonstigen Geschenke und Blumenspenden war eine sehr große, und entnahmen wir denselben gern, welche große Zahl von lieben Freunden wir besaßen. Der Abend verlief sehr angeregt, und fehlte es bei Tisch nicht an Reden heiteren und ernsten Inhalts; auch war die Zahl der eingelaufenen Telegramme eine sehr große. Als unsere Gäste uns in vorgerückter Stunde verließen, konnten meine liebe Frau und ich jedenfalls mit Dankbarkeit auf einen schönen Tag zurückblicken.

Im November dieses Jahres feierte dann noch die reichsdeutsche Kolonie Moskaus, unter sehr starker Beteiligung derselben, den siebenzigsten Geburtstag des allgemein äußerst beliebten ersten Vorsitzenden des deutschen Vereins, Dr. Krüger, durch ein großes Festessen in der Ermitage, an dem auch viele Deutschrussen teilnahmen, und bei dem es an Ehrungen für den hochverdienten Jubilar dann auch nicht fehlte.

Mit dem 31. Dezember dieses Jahres 1910 schloß dann das seit genau fünfundzwanzig Jahren bestehende enge Verhältnis zwischen meiner Firma und unserem Remscheider Stammhause, und mit dem 1. Januar 1911 konnte, bzw. mußte ich wieder von neuem beginnen, mir eine feste und gesicherte Existenz zu gründen. 55 Meine beiden Freunde und Schwäger, Ludwig und Eduard Rabeneck, halfen mir dazu in erster Linie. Aber auch bei vielen, ich möchte fast sagen allen, russischen und ausländischen Geschäftsfreunden fand ich die freundlichste Unterstützung, und durfte ich mich schon bald davon überzeugen, daß diese geschäftliche Veränderung nur von Vorteil für mich sein sollte. Die Liquidation des alten Geschäftes brachte natürlich sehr viel Arbeit und Unannehmlichkeiten mit sich.

Den Sommer verbrachten wir wieder auf der Datsche in Perlowka, von wo aus wir sehr viel mit unseren Freunden und Verwandten verkehrten, besonders mit den Geschwistern meiner Frau in Sobolewo und Lossino-Ostrowskoj~e sowie unseren auch dort wohnenden Freunden Lasch. Da keine besonders dringende Veranlassung für eine Reise nach Deütschland vorlag, ich auch in Moskau sehr gebunden war, unterblieb die sonst übliche Geschäftsreise nach Deutschland in diesem Jahre.

Im Oktober hatten wir den großen Kummer, daß uns meine liebe Schwiegermutter durch den Tod entrissen wurde. Sie war fast achtzig Jahre alt geworden und erlag nun einem innerlichen Krebsleiden, welches sich seit fast einem Jahr bemerkbar gemacht hatte. Wenn der lieben Frau ,ja auch die Erlösung von starken Schmerzen oder, richtiger gesagt, die Vermeidung großer Qualen zu gönnen war, die bisher verhältnismäßig gering gewesen waren, so riß der Tod doch eine sehr schmerzliche Lücke in unseren Familienkreis, wodurch besonders unser Haus und das meiner Schwägerin Loos betroffen wurde. Jahre hindurch war doch Mama jede Woche, meistens Freitag, unser Gast gewesen, wie sich am Mittwoch abend stets alle Kinder sowie Onkel und Tante Quack bei Mama versammelt hatten. Ich persönlich habe diesen Familienabenden immer sehr angehangen, weil ich immer großen Wert darauf legte, daß der Zusammenhang der Familie durch solche Familientage gefestigt würde. Es unterliegt doch keinem Zweifel, daß durch solch regelmäßige Zusammenkünfte manche Meinungsverschiedenheit im Keim erstickt wird, die sonst zu einem ernsten Zerwürfnis auswachsen könnte.

Das Weihnachtsfest dieses Jahres brachte uns große Freude: erstens besuchte uns unser Sohn Rudolf, um sich vor seiner bevorstehenden Abreise nach Nordamerika von uns zu verabschieden; und zweitens verlobte sich unser Sohn Gustav mit Marie Hackenthal, der jüngsten Tochter seines Chefs, in dessen Fabrik Gustav seit einigen Jahren als Ingenieur beschäftigt war. Wir hießen das liebe, fröhliche Mädchen von Herzen als Tochter willkommen, und freute ich mich, auf diese Weise mit dem mir seit langen Jahren bekannten Herrn E~ackenthal in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten.

Das Jahr 1912 brachte verschiedene Veränderungen mit sich, die wohl der Erwähnung wert sind. Mein Remscheider Stammhaus entschloß sich, das Geschäft mit Rußland ganz aufzugeben, nachdem es sich überzeugt hatte, daß es ohne mich auch keine besseren Resultate erzielen konnte. Dies war für mich eine gewisse Genugtuung, da man mir immer vorgeworfen hatte, daß nur ich persönlich die Schuld an allen Mißerfolgen getragen habe. Mein Bruder Gustav besuchte uns gemeinsam mit Arthur, und zeigte mir auch dieser Besuch wieder, daß das Verhältnis zwischen uns Brüdern das alte, herzliche geblieben war. Für Arthur freute ich mich sehr, daß ihm die Gesellschaft der Manufakturen Ludwig Rabeneck anbot, bei ihr einzutreten, da er in Remscheid, nach dem von Hilger & Söhne gefaßten Beschluß, ja nicht mehr bleiben konnte. Und freute noch ganz besonders der Umstand, daß Arthur dadurch wieder seinen beständigen Aufenthalt in Moskau nehmen konnte.

- 56 Im Januar 1912 hatte uns unser alter Hauswirt Berens mitgeteilt, daß wir ab 1. April eine höhere Miete zahlen müßten. Da dies aber nicht unseren Verhältnissen entsprach, machten wir uns sofort auf die Suche nach einer anderen Wohnung; denn wenn wir auch nahezu zwanzig Jahre in der bisherigen gewohnt hatten, sehnten wir uns doch längst nach einer Wohnung mit mehr Sonne und neuzeitlichen Bequemlichkeiten, z.B.

elektrischem Licht. Wir hatten auch ganz bald das Glück, eine solche Wohnung auf dem Pokrowsky Boulevard zu finden. Wenn diese auch kaum billiger war als die frühere, hatte sie doch den großen Vorzug der viel bequemeren Einteilung, der sehr schönen Lage, der Morgensonne, der wir uns erfreuen konnten. Dazu hatte das Haus Zentralheizung, so daß wir der lästigen Einzelheizung überhoben waren, und, wonach wir uns schon längst gesehnt hatten, elektrische Beleuchtung. Am 3. April bewerkstelligten wir den Umzug, und währte es nur wenige Tage, da hatten die fleißigen Hände von Frau und Töchtern uns ein äußerst gemütliches Heim geschaffen.

Von seiten unserer Verwandten und Freunde kamen Geschenke aller Art, wobei elektrische Beleuchtungsgegenstände eine große Hauptrolle spielten, konnten wir doch auf diesem Gebiete bisher gar nichts unser Eigen nennen. Den ersten Platz unter diesen Gaben nahm ein außerordentlich schöner Kronleuchter für unser Speisezimmer ein, mit dem uns meine beiden Schwäger Ludwig und Eduard erfreuten. Wir ließen auch unsere alten Petroleumlampen und Kronleuchter umändern, was zum Teil mit viel Geschmack und Geschick ausgeführt wurde.

Unsere Schlaf- und unser Speisezimmer lagen nach Osten. Dadurch hatten wir schon frühmorgens die Sonne in unseren Zimmern, und was das für uns heißen wollte, weiß nur der zu würdigen, der gleich uns zwanzig Jahre in einer Wohnung gelebt hat, in welche so gut wie gar keine Sonne hineingeschienen hatte. So schön und geräumig also auch die alte Wohnung gewesen sein mochte, so glückliche Jahre wir auch in derselben verbracht hatten, so erfreuten wir uns doch jeden Tag des angenehmen Tausches.

Am 12. Mai fand die Hochzeit von Gustav statt. Da seine Braut Katholikin war, und die Geistlichkeit natürlich auf ihrem Schein bestanden hatte, fand die Trauung in der französischen römischkatholischen Kirche statt, der aber noch eine Einsegnung in der deutschen Reformierten Kirche folgte. Eines gewissen humorvollen Anstrichs entbehrte es nicht, daß einer der ersten Menschen, die uns im Hause der Braut dann entgegentraten, ein griechisch-katholischer Geistlicher war, der dort allerdings nicht in seiner Eigenschaft als Geistlicher, sondern als Gast erschienen war. Ich kann mich aber auch heute eines Lächelns nicht erwehren, wenn ich der Worte eines anderen Gastes gedenke, die diesem unwillkürlich beim Anblick des Popen entfuhr: "Ach, jetzt solls wohl zum dritten Mal losgehen!?" Die Hochzeit verlief ganz außerordentlich vergnügt, und wurde das junge Paar gegen neun Uhr von einer großen Gesellschaft junger Leute zum Bahnhof begleitet. Dieses Begleiten des jungen Paares ist Moskauer Sitte, doch kann ich nicht behaupten, daß mir selbige sonderlich gefällt; aber, andere Länder, andere Sitten. Ich habe immer gefunden, daß man am besten fährt, wenn man nach Landesbrauch und -sitte lebt. Wir zogen schon bald nach der Hochzeit wieder auf unsere Datsche nach Perlowka, wo auch wieder unsere guten Freunde Schienmann und Stolarow ihre Sommerresidenz aufgeschlagen hatten, und mit denen wir natürlich viel zusammen waren.

57 Mitte Mai dieses Jahres besuchte die in Deutschland bestehende 'Vereinigung zur staatswissenschaftlichen Fortbildung' in Stärke von zweihundert Herren aus allen möglichen Berufen, die aber durchweg akademische Bildung genossen hatten, Moskau. Diese Gesellschaft machte eine Studienreise durch Rußland und kam auf ihrem Wege aus dem Süden Rußlands, wo hauptsächlich große Güter besucht worden waren, um die Rußland so bewegende Agrarreform an Ort und Stelle zu studieren. Hier in Moskau

hofften die Juristen und Pädagogen unter den Herren, manches Neue und Interessante kennenzulernen, und glaube ich auch, daß sich diese Hoffnung in reichem Maße erfüllt hat. Am Abend des Ankunftstages hatte Professor Geheimrat Sehring als Leiter der Studienreise eine Anzahl Herren der Moskauer Stadtverwaltung und der deutschen Kolonie zu einem gemeinsamen Essen ins Hotel Monopol eingeladen, und war auch ich zu meiner Freude unter den geladenen Gästen. Bei Tisch hatte ich zu meiner Rechten den bekannten Schulmann Kerschensteiner aus München. Das Essen verlief, nachdem wir vorher einen Vortrag über Rußland von Generalkonsul Dr. Kohlhaas gehört hatten, sehr animiert, und fehlte es natürlich auch nicht an vielen und sehr guten Trinksprüchen. Nach dem Essen löste sich die Gesellschaft in kleinere Gruppen auf, wobei die Juristen und Verwaltungsbeamten~ in Begleitung von Moskauer Magistratsmitgliedern, Nachtasyle und sonstige derartige Lokale besuchten, um durch eigenen Augenschein kennenzulernen, was Moskau in dieser Beziehung auf dem Gebiet der Fürsorge für die ganz Armen leistet. Ich glaube, nicht zu Unrecht annehmen zu dürfen, daß die Besucher in mancher Hinsicht sehr angenehm überrascht waren von dem, was ihnen gezeigt wurde. Dies bezieht sich auch auf die Besichtigung der Gefängnisse, deren ganzer Einrichtung hohes Lob gespendet wurde. Dies wurde mir auch noch nach vielen Jahren bestätigt, als ich in Düsseldorf einen hohen Gerichtsbeamten traf, der seinerzeit auch diese Studienreise mitgemacht hatte.

Während nun viele Herren diesen ernsten Studien nachgingen, zog es eine große Anzahl anderer vor, auch die heiteren Seiten und Orte Moskaus kennenzulernen, und war die Gesellschaft nicht klein, die sich gegen zwölf Uhr in dem berühmten Restaurant Yard im Petrowskypark zusammenfand. Die Darbietungen der Varietebühne waren aber doch schließlich nichts spezifisch Russisches, und folgten die Herren deshalb gern einer Aufforderung von Kommerzienrat Woldemar Heuss, mit ihm in einen der Einzelsäle zu gehen, wo er den deutschen Gästen, und Herr Heuss betrachtete alle anwesenden Herren als seine Gäste, das Leben in derartigen Lokalen zeigte, wo Zigeunerchöre, russische Chöre und russische Tänze miteinander abwechseln. Das alles war echt russisch; und daß die Bewirtung entsprechend war und dem Gastgeber alle Ehre machte, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Der Name Heuss bürgt jedem in Moskau bekannten Deutschen dafür,

58 Für den nächsten Abend hatte der Vorstand des Vereins der deutschen Reichsangehörigen die ganze Studiengesellschaft zu einem gemütlichen Abend in den ~law~ansky Basar eingeladen, und hatten wir auch die Freude, die Herren fast vollzählig bei uns zu sehen. Wegen Platzmangel, und der sehr hohen Kosten halber, hatten wir nur zu einem kalten Imbiß und einem Glase Bier einladen können, da, außer den eingeladenen deutschen Gästen und russischen Beamten nebst einzelnen Vertretern der Kaufmannschaft, natürlich auch sehr viele Mitglieder der deutschen Kolonie teilnehmen wollten. Der kalte Imbiß bestand in der denkbar reichhaltigsten Moskauer 'Sakuska', bei der Kaviar eine besonders hervorragende Rolle spielte. Für die weitaus meisten unserer Gäste war dies alles etwas ganz Neues, und hatten wir damit jedenfalls unseren Zweck erreicht, etwas Originelles zu bieten. Außer verschiedenen Herren der Moskauer Stadtverwaltung war aber auch General Dahunkowsky, der Moskauer Gouverneur, also der höchste Beamte des ganzen Gouvernements, erschienen, von allen Seiten freudig und stürmisch begrüßt; war er doch allgemein als sehr sympathischer Beamter hoch geschätzt und verehrt. Der Abend verlief in aller und jeder Beziehung gut: heitere und ernste Reden wechselten mit Chor- und Einzelgesang ab, und weil sich überall Gruppen an den einzelnen Tischen gebildet hatten, konnte

man auch bequem die verschiedensten Persönlichkeiten kennenlernen.

Eür den Nachmittag desselben 'l'ages hatte die Moskauer Stadtverwaltung die Herren aufgefordert, auf dem 'Roten Platz' in Moskau einer Vorführung der Moskauer Feuerwehr beizuwohnen. Ich war natürlich auch zugegen und konnte dabei beobachten, welch günstigen Eindruck dieses ganze Bild auf die Herren machte, und war es dabei besonders die in denkbar schnellster Gangart erfolgte Anfahrt und, zum Schluß der Übung, die Vorbeifahrt der bekanntlich hervorragend schönen Gespanne, die allgemeinen Enthusiasmus erregte.

Im Herbst des Jahres 1912 mußte ich unbedingt wieder nach Deutschland, denn die inzwischen angeknüpften neuen Verbindungen mit deutschen Werken verlangten eine persönliche Bekanntschaft und Aussprache mit den Besitzern. Dies bezieht sich in erster Linie auf die Firma Ernst Gessner in Aue im Erzgebirge und auf Fichtel & Sachs in Schweinfurt. Von wohlmeinenden Freunden war mir schon lange der Rat gegeben worden, engere Verbindung mit der Textilindustrie zu suchen, und war es mir deshalb auch höchst willkommen gewesen, daß mir Gessner, als einer der besten Fabrikanten gewisser Textilmaschinen, sehr entgegen kam. Die Firma Fichtel & Sachs vertrat ich zwar schon eine Zeitlang, doch hatte sich das Geschäft mit dieser Firma so entwickelt, daß eine Aussprache dringend erwünscht war, und zwar auch durch meinen viel größer gewordenen Verkehr und Umsatz innerhalb der Woll- und Baumwollindustrie meines Bezirks. Auf den verschiedenen von mir besuchten Fabriken fand ich eine sehr freundliche und entgegenkommende Aufnahme, die nur dazu beitragen konnte, das Interesse für diese Firmen und ihre Erzeugnisse bei mir zu verstärken.

- 59 Von meinem Bruder Caspar, den ich natürlich auch jedes Jahr in Düsseldorf besuchte, war ich eingeladen worden, ihn doch für einige Tage in Baden-Baden zu besuchen, wo er sich im September dieses Jahres mit seiner Frau, seiner Tochter Lulu Scheibler und deren Söhnchen Hans aufhielt. Daß ich dieser liebenswürdigen Aufforderung sehr gern nachkam, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, zumal ich Baden-Baden auch noch gar nicht kannte. Die Geschwister hatten im Hotel Regina eine kleine, ganz für sich abgeschlossene Wohnung gefunden, die auch noch ein sonst nicht unbedingt nötiges Zimmer enthielt, welches ich beziehen konnte. Vom Wetter ganz außerordentlich begünstigt, verbrachte ich eine reizende Woche dort. Morgens machten Bruder Caspar, Lulu und ich stets weitere Spaziergänge, die sich nachmittags in verkleinertem Maße wiederholten, wenn nicht eine Spazierfahrt im Wagen oder Auto unternommen wurde. So machten wir besonders am 12. September, Caspars Geburtstag, eine schöne, längere Fahrt im Auto durchs badische Ländchen, und konnte ich mich nicht genug freuen an der herrlichen Gegend und den prachtvollen Straßen. Ich benutzte diesen Aufenthalt in Süddeutschland noch dazu, Geschäftsfreunde sowie unseren alten, guten Bekannten und langjährigen Kollegen im Vorstand des deutschen Vereins, Herrn Max Speidel, in Stuttgart zu besuchen. Natürlich besuchte ich auch in diesem Jahre, wie fast alljährlich, Schwester Helene in Biebrich, was mich in diesem Jahre um so mehr drängte zu tun, als die arme Schwester im Februar des Jahres ihren Mann verloren hatte, nach nahezu vierzigjähriger sehr glücklicher Ehe. Bei der Gelegenheit hatte ich auch die Freude, Vorsters in Biebrich begrüßen zu können.

Meine Ausreise aus Moskau war in diesem Jahre in die Schlußtage des August gefallen, d.h. die Zeit, in der Rußland die Hundertjahrfeier der Befreiung Rußlands von den Franzosen beging. Die Hauptfeier fand auf dem Schlachtfeld von Borodino statt;

und da dieser Ort dicht an der Bahnstrecke Moskau - Smolensk liegt, mußten alle Teilnehmer diese Bahn benutzen. Es waren ganz großartige Vorbereitungen getroffen worden, sollte doch auch der Zar mit großem Gefolge teilnehmen. Alle Bahnhöfe und Ortschaften waren aufs schönste geschmückt, und soll auch schließlich alles programmäßig verlaufen sein. Nur habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, wie dieses Fest mit der Entente cordiale zwischen Rußland und Frankreich vereinbar sei, besonders auch über die Teilnahme französischer Offiziere an der Enthüllung des Gedenksteins auf dem Schlachtfeld von Borodino. Aber hiermit war es genau so, wie mit der Ausstellung der berühmten Bilder von Werescht~chagin, über die Franzosenherrschaft in Moskau im Jahre 1812, ausgerechnet zu der Zeit, wo für das Bündnis zwischen dem autokratischen Kaiserreich und der roten Republik die schärfste Propaganda gemacht wurde.

Im Mai 1913 wurde uns die große Freude zuteil, daß bei Gustav unser erster Enkel geboren wurde, der in der im Sommer auf dem Lande stattfindenden Taufe den Namen Andreas erhielt. Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß gerade zu der Zeit, da wir dieses frohe Ereignis nach Remscheid mitteilten, mein Schwager Moritz Böker bei seinen Nachforschungen der Familien Böker und Hilger auf einen Andreas Hilger stieß, den ältesten der bisher bekannten. Unter den der jetzigen Generation bekannten Hilgers war der obige Vorname jedenfalls nicht vertreten. Den Taufakt vollzog natürlich der katholische Geistliche, von dessen Worten auch dann nichts zu verstehen gewesen wäre, wenn selbige, anstatt in lateinischer, in deutscher Sprache vorgetragen worden wären. Der Geistliche mit seinem Gehilfen verabschiedete sich bald nach der Handlung, während sich die ziemlich zahlreiche, von Hackenthals geladene Gesellschaft später zu einem sehr feinen Taufessen niederließ, wie die Verpflegung in diesem Hause stets eine ganz außerordentlich gute, meist sogar üppige, war. Der Tag verlief wieder äußerst harmonisch.

60 Im Mai dieses Jahres war Rudolf von Nordamerika zurückgekommen, wo er sich ein Jahr in Geschäften aufgehalten hatte, und besuchte uns nun in Moskau, um sich gleichzeitig von uns für mindestens drei bis vier Jahre zu verabschieden, da er nun für Hasenclevers ganz nach Rio de Janeiro übersiedeln sollte.

Da ich großen Wert darauf legte, auch in diesem Jahre meine deutschen Geschäftsfreunde zu sprechen, ich zudem auch schon seit Jahren den Wunsch hegte, noch einmal wieder im Sommer nach Deutschland zu kommen, entschloß ich mich kurz, Rudolf nach Deutschland zu begleiten und ihn in Hamburg an Bord seines Dampfers zu bringen. Außerdem nahm ich ~lla auch noch mit, damit auch sie endlich einmal Deutschland kennenlerne. Natürlich sollte sie nicht nach kurzen Wochen mit mir wieder heimkehren, sondern einige Monate bei den dortigen Verwandten bleiben, da sich bei dem regen Verkehr zwischen Moskau und Deutschland doch immer Gelegenheit bot, angenehme Gesellschaft für die Rückreise zu finden. Das war auch der Fall, in Gestalt einer uns befreundeten Frau Borchart.

In Hamburg lernte ich noch einmal so recht das Leben und Treiben in Stadt und Hafen dieser Handelsstadt kennen, glücklicherweise nicht ahnend, daß nur stark ein Jahr später dieser große Hafen mit seiner stolzen Flotte still und verödet liegen sollte. Natürlich benutzte ich den Aufenthalt im Hamburg auch dazu, neu gewonnene Geschäftsfreunde zu besuchen und den berühmten Hagenbeckschen Tierpark in Stellingen kennenzulernen, der jetzt ja leider auch durch die Ungunst der Verhältnisse

eingegangen ist.

Kurz nach meiner Rückkehr aus Deutschland kam der damalige Reichskanzler von Bethmann Hollweg nach Moskau, nachdem er vorher der Zusammenkunft des Deutschen Kaisers mit dem Zaren in Reval beigewohnt hatte. Obgleich sein Besuch der alten Zarenstadt einen rein privaten Charakter tragen sollte, ließ es sich der Vorstand des deutschen Vereins, trotz der Abmahnungen des deutschen Vizekonsuls Dr. Hauschild, nicht nehmen, ihn am Bahnhofe zu begrüßen, wo die kaiserlichen Wartezimmer für ihn geöffnet waren. Allem Anschein nach war er durch unser Erscheinen angenehm überrascht und unterhielt sich ziemlich lange mit uns. Zum nächsten Tage bekamen dann fünf Herren von uns eine Einladung zum Mittagessen im Hotel National, und lernten wir bei der Gelegenheit Exz. von Bethmann als sehr sympathischen Herrn kennen. In den deutschfeindlichen Blättern Moskaus wurden recht hämische Angriffe gegen von Bethmann gerichtet, der - im Gegensatz zu seinem französischen Kollegen, der kurz vorher auch in Moskau gewesen war und seine Anwesenheit sehr bemerkbar gemacht hatte - ganz als Privatmann gekommen war, nicht aber als Reichskanzler oder Minister des äußeren; einer gewissen Presse muß eben alles zum Hetzen und Verdächtigen dienen. Bei seiner nach einigen Tagen erfolgten Abreise überreichte ihm der Vorstand des Vereins am Bahnhof eine recht umfangreiche, sehr schön geschnitzte Kiste mit dem feinsten Konfekt von 'Einem', der bekannten Moskauer Schokoladen- und Konfitürenfabrik, mit der Bitte, dieses Andenken an Moskau seiner Frau mitzubringen. Schon nach kurzer Zeit bekamen wir von Frau von Bethmann ein sehr herzlich abgefaßtes Dankschreiben.

An den Sonn- und Feiertagen dieses Sommers waren wir meist in Sobolewo oder auch bei Gustav, bzw. Hackenthals, die zusammen an der Kasaner Bahn wohnten.

61 So war inzwischen das Jahr 1914 herangekommen, wohl von allen Menschen mit neuer Hoffnung auf eine weitere friedliche Zukunft begrüßt, wenn zweifellos auch schon mancher die drohenden Wetterwolken, die sich rundum zusammenballten, erkannten. Viele von diesen Wissenden haben nicht geredet, um nicht in den Ruf eines Unglückspropheten zu kommen, andere mit der geheimen Hoffnung, daß sich das drohende Unwetter doch vielleicht noch einmal verziehen und sich, im schlimmsten Fall, in einzelnen kleinen Gewittern entladen würde. Und die ganz wenigen schließlich, die es sich seit Jahren zum Ziel gesetzt hatten, Deutschland von seiner stolzen Höhe herunterzustürzen, hatten selbstverständlich allen Grund, ihre Kenntnisse und Absichten für sich zu behalten. Wenn eine spätere Generation einmal vorurteilslos die Zeitungen des ersten Halbjahres 1914 sorgfältig durchstudiert, dürfte sie allerdings mancherlei finden, was zu größerem Nachdenken hätte Anlaß geben sollen; aber diese Erkenntnis und diese Auffassung sind eben erst möglich geworden durch die späteren Ereignisse. Nur eins müssen wir auch schon heute - ich schreibe diese Zeilen im März 1921 - sagen: ganz unverantwortlich wenige Menschen haben sich so um ihr Vaterland und ihre Landsleute bekümmert wie es ihre heilige Pflicht gewesen wäre. Wenn ein altes Wort sagt, daß ein jedes Volk die Regierung habe, die es verdient, so fand dieses Wort im Jahre 1914 seine vollste Bestätigung. In Deutschland speziell ist darin viel gesündigt worden, daß man die Regierung in zu großem Vertrauen hat schalten und walten lassen, ohne zu verlangen, daß man dem Volke wenigstens die allernotwendigsten und geradezu gebotenen Mitteilungen machte, und dies ganz besonders in auswärtigen Fragen. Ich kann mich auch des Gedankens nicht erwehren, daß man sich viel zu sehr auf die Berichte der Botschaften und Gesandtschaften allein



verlassen hat, ohne den Konsulatsberichten die Aufmerksamkeit zu schenken, die viele von ihnen zweifellos verdient hatten.

Handel und Gewerbe hatten einen ganz unerhörten Aufschwung genommen und unzählige tüchtige und begabte Menschen ihr Bestes getan, um diesen Aufschwung immer mehr zu fördern und in seinem ganzen Bau zu festigen. Dazu bedurfte es aber auch intensivster Arbeit in der Werkstatt, in der Fabrik, im Laboratorium, in der Gelehrtenstube wie in Wald und Feld, und alle diese Männer, die dort voll und ganz an ihrem Platze waren und viel, zum Teil ganz Hervorragendes, leisteten, fanden natürlich nicht mehr die Zeit dazu, sich auch außerhalb ihres eigenen Wirkungskreises für das allgemeine Wohl zu betätigen. Daraus erklärt sich auch wohl, daß die Parlamente verhältnismäßig wenige Mitglieder aus dem praktischen Leben aufwiesen, vielmehr aus Männern zusammengesetzt waren, denen die Politik durch die sich immer wiederholende Wiederwahl gewissermaßen zum Beruf geworden war, und die sich dann zum großen Teil ergänzten und erneuerten durch Wahl von akademisch gebildeten Männern und Landwirten, letztere besonders aus der konservativen Partei, die ja von jeher als ausgesprochene Regierungspartei gegolten hat. Ich bin fest davon überzeugt, daß unser liebes deutsches Vaterland vor vielen bitteren Enttäuschungen, vor sehr bösen Erfahrungen bewahrt geblieben wäre, wenn mehr Menschen des praktischen Lebens im Reichstag gesessen hätten, als dies der Fall war. Allerdings hätten dann diese fähigsten Köpfe ihrem Beruf für längere oder kürzere Zeit entzogen werden müssen; und diesem Zustand und den vielen, mit dem parlamentarischen Leben verknüpften, Unannehmlichkeiten suchten sich eben diese Männer nach Möglichkeit zu entziehen. Dann war es aber auch noch ein Punkt, der vielen hochbegabten Männern die Lust benahm, sich als Volksvertreter wählen zu lassen: und zwar war dies die Parteidisziplin, der sich die Betreffenden unterwerfen mußten und dadurch gezwungen waren, in nicht seltenen Fällen gegen ihre eigene Überzeugung zu stimmen und zu handeln. Selbstverständlich gilt dieses Wort bzw. diese Ansicht nicht für alle. Aber der Umstand, daß in leider sehr vielen Fällen das Parteiinteresse dem Allgemeinwohl vorangestellt wurde, spielte zweifellos eine große Rolle in dem Widerstreben vieler tüchtiger Menschen, sich in den Reichstag wählen zu lassen.

62 Und wie ist es heute damit beschaffen? Ich glaube behaupten zu dürfen, daß die Zustände auch in der Hinsicht eher schlechter als besser geworden sind, indem auch heute noch die Partei an erster Stelle steht, und erst dann das Wohl des Landes kommt. Als besonders deutlicher Beweis hierfür darf auch wohl der Umstand gelten, daß fast alle Beamten von den Mitgliedern der herrschenden Partei gestellt werden, wobei kaum behauptet werden kann, daß es auch immer die fähigsten Leute für das Fach sind. Also gerade der Vorwurf, den z.B. früher die Sozialdemokraten den am Ruder befindlichen Parteien machten, trifft sie nun selbst voll und ganz, ja, in noch viel schärferem Maße, denn die alten Beamten des Reichs und der Einzelländer galten in der gesamten Welt in ihrer Gesamtheit als mustergültig, während eine sehr große Zahl der heutigen Beamten ohne jede Vorkenntnis verwalten soll. Daß davon viele die allerbeste Absicht haben, will ich gewiß nicht bestreiten, andererseits steht aber auch fest, daß zur richtigen Führung sowie Ausfüllung vieler Stellen eine lange Erfahrung und gründliche Praxis gehören, und an diesen beiden Grundpfeilern fehlt's heute gar manchem in hoher Stellung befindlichen Beamten.

Jetzt schreiben wir Dezember 1925. - Alle die Jahre bin ich nicht mehr zur Fortsetzung dieser Aufzeichnungen gekommen, will aber nun gern versuchen, das Versäumte

nachzuholen, selbst auf die Gefahr hin, daß mir manche Einzelheit entfallen ist.

Die Familie Hilger hatte beschlossen, im Jahre 1914 mal wieder einen großen Familientag abzuhalten, zur Erinnerung an meines Vaters 100. Geburtstag. Da dieser eigentlich am 16. März war, sich die Jahreszeit für Abhaltung eines solchen Festes aber nicht eignete, wurde der erste Pfingsttag, der 31. Mai, bestimmt, alle Nachkommen aus dem Hause Gustav und Marie Hilger zu ~hringhausen noch einmal im alten elterlichen bzw. großelterlichen Hause zu versammeln. Selbstverständlich hatten auch meine Frau und ich sofort zugesagt, zu diesem Feste zu erscheinen, und gleichzeitig beschlossen, gleich nach dieser Zusammenkunft nach Bad Ems zu gehen. Unser moskauer Arzt legte großen Wert darauf, daß meine Frau mal etwas für ihren Hals tun müsse, da sich häufig auftretende Heiserkeiten und Bronchialkatarrhe höchst unangenehm bemerkbar machten.

63 Nachdem wir, wie gewöhnlich, im Mai auf unsere Datsche in Perlowka übergesiedelt waren, reisten wir am Dienstag, den 24. Mai, von Moskau ab und fanden in Remscheid die altgewohnte, herzliche Aufnahme bei unseren Geschwistern Moritz und Elisabeth Böker. Der Familientag verlief ganz ungemein schön und harmonisch. Wir noch lebenden acht Geschwister waren mit unseren Frauen bzw. Männern vollzählig erschienen, und dazu kamen von Enkeln und Urenkeln, was nur konnte. Mittags versammelten wir uns alle bei meinem Bruder Gustav und seiner Frau Ida, die ja das alte Haus bewohnen, und konnten, von gutem Wetter begünstigt, in Haus und Garten bequem untergebracht werden. Die an dem Tage aufgenommenen Gruppenbilder hatte ich später mit nach Moskau genommen, wo sie natürlich mit all unseren anderen Sachen verloren gegangen sind. Abends versammelten wir uns alle in der 'Concordia' zum gemeinsamen Essen, bei dem mein Bruder Caspar, als der älteste von uns noch lebenden Brüdern, sehr schöne Begrüßungsworte sprach. Im übrigen wurde fleißig getanzt, gute Musik gemacht und manche Jugenderinnerung aufgefrischt.

In der Woche nach Pfingsten waren wir bei dem Augenarzt Dr. Stodt in Barmen, um die Augen meiner Frau einmal gründlich untersuchen zu lassen. Wir entschlossen uns auf seinen Rat zu einer Operation, von der er sich sehr gute Resultate versprach. Am Sonntag abend brachte ich meine Frau in die Klinik, wo die Operation am Montag vormittag, den 8. Juni, mit gutem Erfolg ausgeführt wurde. Völlige Befreiung von den häufigen, stark juckenden Entzündungen brachte sie zwar nicht, doch war eine Besserung ganz unverkennbar. Zu allem Überfluß litt meine arme Frau während dieser Tage auch noch unter einem bösen Hexenschuß, der sie, in Gemeinschaft mit den recht heftigen Augenschmerzen nach der Operation, doch ziemlich angegriffen hatte.

Nachdem ich meine liebe Kranke dann noch am Montag abend in der Klinik besucht hatte, trat ich meine Geschäftsreise an, die mich nach Aue im Erzgebirge, Neustadt a.d. Orla und nach Schweinfurt führte. Von dort folgte ich einer Einladung meines Bruders Caspar nach Kissingen, wo er mit Bruder Gustav zur Kur weilte. Wir verbrachten dort einige sehr nette Tage miteinander, und freute ich mich, den Ort mal kennengelernt zu haben, den mein Vater fast fünfundzwanzig Jahre jährlich besucht hatte, beinahe stets begleitet von meiner Mutter und einer meiner Schwestern. Nachdem ich dann noch einen Geschäftsbesuch in Aachen gemacht hatte, konnte ich meine Frau am 17. Juni aus der Klinik abholen und am Freitag, den 19. Juni, nach Ems reisen. Dort verbrachten wir nahezu drei Wochen, mit denen wir nach jeder Richtung hin sehr zufrieden waren. Die Kur hatte meiner lieben Frau jedenfalls sehr gutgetan, und das war die Hauptsache.

Aber auch sonst verlief alles nach Wunsch: das Wetter war durchweg sehr gut, wir trafen sehr sympathische Bekannte aus Moskau, hatten willkommenen Besuch von Herrn und Frau Kraus aus Köln bzw. Gummersbach und machten im übrigen schöne Spaziergänge und Ausflüge.

Sehr unangenehm berührte uns natürlich das gerade in diesen Tagen erfolgte Attentat auf den österreichischen Thronfolger in Sarajewo, ohne natürlich zu ahnen, daß dies das erste in der ganzen Welt vernommene Signal zu dem bald darauf beginnenden Massenmorden sein sollte. Gegen den 21. Juli waren wir wieder in Moskau, nachdem wir Vorsters noch in Magdeburg aufgesucht hatten. In Moskau fanden wir alle gesund vor, doch wurden die politischen Nachrichten schon ganz bald immer ungemütlicher bis dann am 10 August die Kriegserklärung erfolgte. Wir lasen dieselbe am Sonntag morgen auf der Datsche in der Zeitung und trauten unseren Augen nicht, als wir lasen, daß die Kriegserklärung von Deutschland ausgegangen sein sollte. Doch dauerte es gar nicht lange, bis wir einsahen, daß Deutschland gar nicht anders handeln konnte, wenn es nicht in eine noch schwierigere Lage kommen wollte; hatte Rußland doch schon mobilisiert, wovon wir uns täglich überzeugen konnten. Die Zeit, die nun zunächst folgt, brauche ich wohl nicht zu beschreiben, denn Ihr, meine lieben Kinder, habt dieselbe doch als denkende Menschen miterlebt, und wir sind doch auch seit dem Mai 1915 bis 1918 stets zusammen gewesen. Ich glaube deshalb, hier meine Aufzeichnungen abschließen zu können. Ihr wißt selbst, was uns die nächsten Jahre an Freud und Leid gebracht haben, wie wir es gemeinschaftlich empfunden und getragen haben. Und wenn etwas imstande war, den schwersten Schlag meines Lebens zu überwinden, wenigstens äußerlich, so war es die Liebe und Sorge, mit welcher Ihr, meine lieben Kinder, mich umgibt. Wolle sie Euch der liebe Gott vergelten!

#### 64      Oberkassel~ April 1928

-o -o -o-o-o -

Stark zwei Jahre sind seit meinen letzten Aufzeichnungen verflossen. Die freie Zeit, die mir jetzt nach meiner Pensionierung ja reichlich zur Verfügung steht, will ich nun benutzen, auch noch die Erlebnisse unserer Internierung zu Papier zu bringen, da ich die während derselben geführten Tagebücher seinerzeit habe retten und mitbringen können. Wenn auch für Euch, meine lieben Kinder, diese Aufzeichnungen nur wenig Interesse haben können, so werden Eure Kinder, also meine Enkel, vielleicht ganz gern einmal etwas darüber lesen, wie es uns während des Krieges ergangen ist. Eventuelle Unrichtigkeiten möget Ihr dann nach eigenem Gutdünken richtigstellen. Begonnen habe ich diese Aufzeichnungen am 31. August 1914.

Nachdem am 30. Juli der Befehl zur Mobilmachung der russischen Armee erteilt worden war, erließ Deutschland am Freitag, den 31. Juli, ein Ultimatum an Rußland, die Mobilmachung zu annullieren. Als dies nicht geschah, folgte am 1. August die Kriegserklärung Deutschlands an Rußland. Wir erfuhren seinerzeit diese Nachricht am Sonntag morgen auf unserer Datsche, natürlich aufs äußerste bestürzt, da wir noch am Abend vorher sicher geglaubt hatten, das drohende Gewitter würde sich noch einmal verziehen~\*\*\* trotz der seit vielen Tagen schon andauernden Aushebung von Menschen und Pferden und des völligen Stillstandes ~edweden Geschäfts. Das Stra~enbild war natürlich sehr lebhaft, die Menschen wirkten aber ernst und gefa~t. Der Stra~enbahnverkehr war natürlich stark eingeschränkt worden, da sehr viele der Angestellten einberufen wurden.

Natürlich vermieden wir außer Haus, deutsch zu sprechen; doch ist mir auch kein Fall bekannt geworden, daß Deutsche seitens der Russen belästigt worden wären. Das deutsche Generalkonsulat war sofort geschlossen worden, und übernahmen die Amerikaner den Schutz der deutschen Reichsangehörigen. Schutzscheine wurden schon am Montag, den 3. August, ausgestellt.

65 Den ersten schweren Schlag erfuhren wir persönlich am Sonnabend, den 8. August, durch die Verhaftung von Sohn Gustav. Den Grund hierfür haben wir niemals erfahren. Gustav und Arthur hatten sich auf dem Generalkonsulat gestellt, doch wurden beide für garnison- und felddienstuntauglich erklärt. Gustav hatte ~a überhaupt seiner Gesundheit we~en nicht zu dienen brauchen, und Arthur hatte die letzten Jahre sehr unter seinen Nerven gelitten, so daß mich das Resultat der Untersuchung gar nicht in Erstaunen versetzte.

Am Mittwoch, den 12. August, mußten sich alle Deutschen zwischen siebzehn und fünf und vierzig Jahren in der Krutzky-Kaserne in Moskau stellen, wo sie als Kriegsgefangene festgehalten wurden. Arthur und Otto brauchten sich erst am Freitag zu stellen, da sie der Befehl erst verspätet auf der Datsche erreichte. Otto wurde nach zwei Tagen wieder entlassen, weil er noch Schüler war. Unterdessen wurde bekannt, daß alle Deutschen Moskau verlassen mußten, was natürlich eine ganz kolossale Aufregung hervorrief.

Am Donnerstag, den 1~. August, war ich morgens eben ins Kontor gekommen, als ein Polizei-offizier erschien und mich aufforderte, sofort zum Polizeichef un~eres Stadtteils zu kommen. Ich war überzeugt, daß es sich um meinen Paß handeln würde, da ich mich nicht, wie es hätte geschehen müssen, aufs Land abgemeldet hatte. Man kann sich meine Ubcrraschung denken, als ich im Polizeiamt schon eine große Anzahl mir genau bekannter deutscher Reichsangehöriger vorfand, denen schon mitgeteilt worden war, daß sie mit ihren Familien Moskau bi~ zum Abend des folgenden Tages zu verlassen hätten, ein Befehl, der am nächsten Tage schon widerrufen wurde; wie man mir sagte, auf Befehl der Zarin und auf Veranlassung des Gouverneurs, General Dshunkowsky, eines ~berhaupt sehr feinen und liebenswürdigen Herrn.

Gleich nach meinem ~intritt in das Büro des Polizeichefs wurde mir von diesem erklärt, daß ich mich als verhaftet zu betrachten habe und in den n~chsten Tagen verschickt werden würde, wozu ich mir eins der drei Gouvernements Wologda, Wätka oder Orenburg aussuchen könne. Nach kurzer Überlegung wählte ich Wologda als das am nächsten gelegene Gouvernement. Aber man kann sich meine Bestürzung vorstellen, als ich die Nachricht vernahm. Als ich mir die Erage erlaubte, weshalb ich denn verhaftet und verschickt würde, erhielt ich die Antwort, daß ich wohl fragen könne, aber eine Antwort nicht erhalten würde.

~s wurde mir gestattet, einen der anwesenden Herren zu bitten, meinen Schwager Ludwig Rabeneck zu benachrichtigen, damit dieser meiner ~rau schonend mitteilen könne, was mit mir passiert war und daß ich nicht mehr zurückkommen würde. Auch wurde mir noch gestattet, mich mit meinem Büro telefonisch in Verbindung zu setzen und einen Angestellten zu bitten, sofort zu mir zu kommen, damit ich ihm meine Schlüssel übergeben und sonstige, unbedingt notwendige Mitteilungen machen könne.

Unterdessen hatte ich eine Anzahl Fragen zu beantworten, und eine genaue Personalbeschreibung wurde von mir gemacht. Nachdem mir dann noch Geld und Briefftasche abgenommen worden waren, wurde ich in Polizeigewahrsam abgeführt.

Vor meiner Abführung war mein Angestellter Allart bei mir gewesen, und hatte ich ihm die notwendigsten Anweisungen für Kontor und Haus geben können, desgleichen die Mitteilung, daß ich zunächst in das Moskauer Transportgefängnis übergeführt werden würde. Gegen halb vier nachmittags wurde ich aus dem Polizeigewahrsam abgeholt, wo mir vorher noch gestattet worden war, mir Brot und Wurst holen zu lassen. Nachdem mir Geld, Briefftasche, Taschenmesser wieder ausgehändigt worden waren, wurde ich unter Begleitung eines Polizisten nach dem Transportgefängnis Butirki abgeführt. Der Polizist war zufällig derselbe, der seinen Posten vor unserer Wohnung hatte, mich also gut kannte. Der Mann benahm sich auch durchaus anständig und schlug selbst vor, eine Droschke zu nehmen, da es mir doch gewiß nicht angenehm sein würde, unter Polizeibegleitung durch Moskau zu gehen. Daß ich ein schlechtes Gefühl, das mich beschlich, als sich das Gefängnistor hinter mir schloß, läßt sich gar nicht beschreiben. Wie häufig während meines langen Aufenthaltes in Moskau war ich schon an diesen hohen Mauern vorbeigefahren; aber wenn mir jemand gesagt hätte, auch ich würde einmal hinter diese Mauern kommen, ich hätte diesen Menschen einfach ausgelacht bzw. glatt für verrückt gehalten. Das Benehmen der Polizeichargen (während des Gewahrsams) mir gegenüber war durchaus anständig und höflich.

Der Gefängnisraum, in den ich zunächst gebracht wurde, ist von Tolstoj in 'Die Auferstehung' so eingehend beschrieben worden wie es genauer nicht hätte sein können. Dort mußte ich eine zeitlang warten bis ein Offizier der Gefängnisverwaltung, ein sehr liebenswürdiger und anständiger Mensch, kam. Nach einer Reihe von Fragen mußte ich den Inhalt meiner sämtlichen Taschen abgeben, darunter ein Zahnstocher, sowie meinen Kneifer. Ich bekam eine Quittung mit dem Bemerken, daß mir alles an meinem Bestimmungsort wieder ausgehändigt werden würde. Man machte mich noch darauf aufmerksam, daß ich mich auf meine Kosten verpflegen könne, indem ich mir beim Zellenwärter bestellen könne, was auf einer langen Liste verzeichnet stünde. Der Betrag würde dann von meinem hinterlegten Geld in Abzug gebracht; und dies ist ordnungsgemäß geschehen.

Meine Bitte, mir doch meinen Kneifer zu belassen, wurde dahingehend beantwortet, daß der Gefängnisarzt bestimmen müsse, ob ein Augenglas nötig sei, und wenn das der Fall wäre, würde ich eine Brille, keinesfalls aber einen Kneifer bekommen.

Nach einer nochmaligen genauen Durchsuchung wurde ich in den Raum bzw. die Kammer 71 geführt, die etwa siebeneinhalb Meter lang, ebenso breit und etwa vier Meter hoch war. Rundum liefen Holzpritschen, desgleichen noch zwei durch die Mitte der Kammer. Als ich ankam, waren schon fünf bis sechs Tschechen dort, die ich vom österreichischen Unterstützungsverein her kannte. Jedem Insassen wurde ein Strosack und ein mit Stroh gefülltes Kopfkissen geliefert. Sehr glücklich war ich natürlich, als mir abends von dem Wächter noch mein kleines Kopfkissen aus der Wohnung, dazu ein Plaid und etwas Wäsche hereingebracht wurden. Etwas später erhielt ich merkwürdigerweise meinen Kontorkneifer und weitere Wäschestücke, die mein Kontordiener ins Gefängnis gebracht hatte. Ein weiterer Reisesack voll Wäsche wurde aber nicht mehr durchgelassen, sondern von der Gefängnisverwaltung in Verwahrsam genommen. Alle diese Sachen hatte mir meine liebe Frau zugeschickt, nachdem sie erfahren hatte, was mir geschehen war. Sie hatte eine Möglichkeit gefunden, mir diese

Sachen zukommen zu lassen. Ich vermutete, daß verschiedene meiner Angestellten die Mittel und die Wege kannten, dies tun zu können.

67 Nach und nach kamen immer mehr Menschen in unsere Kammer, meist Reichsdeutsche, aber auch österreichische Untertanen, von denen die ~schechen sich nicht gerade besonders zuvorkommend benahmen, dafür aber von den Russen bevorzugt behandelt wurden. Unter den Leuten, die im Laufe des Abends dann noch eingeliefert wurden, waren viele Deutsche, die, von Riga nach Moskau gesandt, sich im **Hotel Billo**, einem nur von Deutschen bewohnten Hotel, einquartiert hatten, dort herausgeholt und mit großen Autobussen ins Gefängnis gebracht wurden. Unter diesen waren viele Reserveoffiziere, aber auch ein aktiver bayrischer Offizier, ~r, wie sich bald herausstellte, ein intimer Freund eines angeheirateten Neffen von mir war. Auch ein schwerkranker österreichischer Oberstleutnant a.D. war dabei. Einen General von Stangen, der auch im Hotel war, hatte man aber doch nicht gewagt zu verhaften, weil er früher Kommandeur des zweiten Gardedragoneregiments gewesen, dessen Chef die Zarin war. Sein Schwiegersohn Meyer dagegen war auch unter den Neuangekommenen wie ein Herr Pönsgen aus Riga, der schon seit drei Jahren eine ~mpfehlungskarte meines Bruders Caspar für mich in der Tasche hatte.

Am Abend dieses Tages waren dann schließlich einundsechzig Leute in der 'Kammer', doch erhöhte sich diese Zahl in den nächsten Tagen noch auf fünfundsiebzig. Da die Pritschen nicht mehr ausreichten, mußten viele der Insassen auf dem blanken Asphaltboden kampieren. Schrecklich und einfach unbeschreiblich war die Wanzenplage. Gleich in der ersten Nacht wurde ein erbitterter Kampf gegen dieses scheußliche Ungeziefer eröffnet. Am nächsten Tag kaufte fast ~eder Insektenpulver, das dann in unglaublichen Mengen mit gewissem ~rfolg gestreut wurde. Dabei versicherte uns der Aufseher, daß unser Raum erst kürzlich gründlich gereinigt worden sei, alle anderen Räume des Transportgefängnisses noch ganz anders unter dieser Plage zu leiden hätten.

In einer benachbarten Zelle saßen auch viele deutsche Frauen, die viel genauer untersucht worden waren als wir Männer; man hatte ihnen, entgegen den Vorschriften, sogar die Trauringe abgenommen.

~in ~unges deutsches Ehepaar, welches in China ansässig war und seinen Urlaub in Deutschland verbringen wollte, war auf dem Kursker Bahnhof in Moskau verha~tet worden und dann getrennt ins Gefängnis gebracht. Sie haben sich später in Wologda wiedergefunden.

Die Ordnung im Gefängnis war sehr streng: wenn abends um neun Uhr ein Pfiff auf dem Korridor ertönte, mußten wir zu ~e z~eien antreten und wurden gezählt. Nach einer halben Stunde erschlen dann ein Offizier zum Kontrollieren. Dieselbe Prozedur wiederholte sich dann wieder mor~ens um sechs Uhr. Der Offizier war ein sehr anständiger, freundlicher Herr, der sich auch eingehend erkundigte, ob ~emand besondere Wünsche habe; wenn ~a, möge er dieselben am nächsten Tage schriftlich einreichen. Die meisten Insassen baten darum, auf eigene Kosten an den Ort der Verbannung reisen zu dürfen. Doch ist auf keine der Bitten ~e eine Antwort erfolgtO

68 Gleich am ersten Abend wurde uns ein großer Bogen vorgelegt, auf welchem genau verzeichnet war, was wir an Lebensmitteln, Milch, Zigaretten etc. aus der Kantine des

Gefängnisses haben könnten. Jeder konnte seine Wünsche aufschreiben, und bekamen wir dann am nächsten Morgen das Gewünschte in tadelloser Qualität und zu wirklich billigen Preisen. Der Gegenwert für diese ~ntnahmen wurde dann von dem abgenommenen Geld in Abzug gebracht. Außer Lebensmitteln und Zigaretten beschaffte sich ~edermann auch eine Teekanne und ein Glas. Eileißes Wasser zur Teebereitung stand uns immer zur Verfügung. Auch sterilisierte Milch und Eruchtwässer wurden in großen Mengen konsumiert; beides war von anerkannt besten Moskauer Firmen geliefert. Die~enigen Leute, die ganz ohne Geld hingekommen waren oder dies verwahren wollten, mußten sich mit der zweimal am Tage gelieferten Gefängniskost begnügen, die ich auch einmal versucht habe, einmal und nicht wieder. Mittags gab es eine Suppe und abends eine Grütze. - Am ersten Abend war jedem e~n hölzerner Löffel ausgehändigt worden, den ich später gern als Andenken mitgenommen hätte; doch mußte derselbe zu unserem Bedauern beim Verlassen des Gefängnisses und Abtransport in den Ort der Internierung wieder zurückgegeben werden.

Unter den Inhaftierten waren sehr viele Monteure, worunter sich auffallend viele intelligente Menschen befanden, mit denen man sich gut unterhalten konnte. Als Besonderheit möchte ich aber auch noch erwähnen, daß ich selten so gelacht habe wie am ersten Tag im Gefängnis, weil sich unter den Insassen auch Komiker erster ~üte befanden, die als ~ierstimmenimitator oder als Coupletsänger ganz hervorragendes leisteten.

Dreimal am 'l'age wurde die ganze Gesellschaft unter strenger Aufsicht auf den Korridor hinausgelassen, zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse und morgens auch zum Waschen. F~r eventuelle Bedürfnisse in der Nacht waren in der Kammer selbst zwei große Blecheimer aufgestellt, die dann ein- bis zweimal am Tage hinausgetragen werden mu~ten. Im allgemeinen geschah das durch Sträflinge, die auch für heißes und kaltes Wasser und die Reinigung des ~okals sorgen mußten~ Ein neuer Aufseher verlangte dies aber von unsO Alle verweigerten dies mit Ausnahme des aktiven bayrischen Offiziers, der unter allen Umständen etwas in der Hand haben wollte, auf Grund dessen er sich später beschweren könne. Dazu ist es aber wohl kaum mehr gekommen, denn wie ich später erfuhr, ist er schon sehr bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland gefallen. ~r muß schon bald gegen russische Offiziere ausgetauscht worden sein; anders kann ich mir seine Rückkehr nach Deutschland nicht erklären.

Vor\_ und nachmittags wurden wir zu fünfundzwanzig bis dreißig für je eine halbe Stunde auf ddn Hof gelassen, wo wir zu je zweien in einem langen Zuge spazierengehen durften. An sich war ~edwede Unterhaltung verboten, doch wurde leise~ Sprechen gestattet, und so waren diese kurzen Spaziergänge eine wahre Wohltat. Sonst sa~ man den ganzen 'l'ag auf den Pritschen umher, sich dabei bald mit diesem, bald mit jenem unterhaltend.

~in Lichtpunkt in diesen langen trüben Tagen war das nachmittägliche Viertelstündchen, welches wir mit eventuellem Besuch verplaudern durften. Diejenigen, die Besuch bekommen hatten, wurden zu dem Zwecke unter strenger Bewachung in ein anderes Gebäude geführt, wo etwa zwölf Besucher empfangen werden konnten. Diese standen gewissermaßen in Boxen, denen gegenüber, allerdings durch einen etwa zwei Meter breiten Gang getrennt, sich auch wieder derartige Boxen für die Inhaftierten befanden. In dem Gang ging ein Wärter auf und ab, um den Austausch von Gegenständen zu verhüten und nach Möglichkeit die Gespräche zu belauschen. Alle mitgebrachten Pakete

mußten den Aufsehern übergeben werden und wurden, wie auch die zugesandten Pakete, natürlich genau kontrolliert und erst dann den Internierten übergeben. Diese Kontrolle ging so weit, daß die mir täglich von Hause gesandten Butterbrote aus dem Papier genommen, vielfach noch einmal durchgebrochen und mir dann wieder eingewickelt zugestellt wurden. An Apetitlichkeit hatten sie dadurch natürlich nicht gewonnen, doch habe ich keinen Grund anzunehmen, daß irgendetwas unterschlagen worden wäre. Nur an einem Tage wurde mir die direkte Annahme eines Paketes gestattet. Auf die gleiche Weise erhielt ich dann auch meinen warmen Überrock und meine ~berschuhe. Beide Sachen sollten mir schon bald gute Dienste leisten. Eine Gruppe der aus Riga gekommenen Herren vergnügte sich die ganze Zeit beim Skatspiel. Wie es möglich gewesen ist, die Karten einzuschmuggeln, ist mir noch heute ein Rätsel.

69 Am Montag, den 17. August, wurde uns mitgeteilt, daß wir am nächsten ~age nach Wologda befördert werden würden, und zwar, wie einer der Offiziere der Gefängnisverwaltung meinte, unter Bewachung in einem Wagen dritter Klasse. Ob der Herr wirklich dieser Meinung war oder uns nur etwas Tröstliches sagen wollte, weiß ich nicht. Jedenfalls kam die Sache ganz anders.

Schon vorher hatte ich mir durch meinen täglichen Besucher, meinen Prokuristen Blöck, einen Sack besorgen lassen, um me~ne Habseligkeiten darin unterzubringen, denn ein Reisesack oder andere Behältnisse, in denen Metallteile mit verarbeitet waren, waren nicht gestattet. Meine Reisetasche, in welcher mir mein Kontordierer Wäsche, Toilettenartikel und sonstige Sachen gebracht hatte, war im Arsenal des Gefängnisses gelandet, wurde aber dem Kontordierer am Vortage unseres Abtransportes wieder ausgehändigt.

Am 18. August, morgens um drei Uhr, wurden wir geweckt und zur Eile angetrieben, um zum Appell anzutreten. Am Abend vorher waren die Reserveoffiziere von uns getrennt worden; ich weiß nicht was aus ihnen geworden ist. Ohne Kaffee und ohne Möglichkeit, uns zu waschen, wurden wir in eine große Halle geführt, ~eder mit seinem Sack auf dem Rücken. Nachdem wieder ~eder **nach Namen und Alter** gefragt worden war, begann abermals eine peinlich genaue Leibesvisitation und genaue Untersuchung un~eres Reisesacks. Außer etwas Wäsche, q'ee und Brot durfte derselbe nichts enthalten. So wurden uns auch einige Reste von Insektenpulver, die wir nicht verbraucht hatten, abgenommen. Übrigens waren die Begleitmannschaften, offiziell Konvoisoldaten genannt, sehr verschieden bei der Untersuchung. Ich persönlich wurde aedenfalls, was die Kleidung anbelangt, sehr anständig behandelt, w~hrend andere Herren sehr scharf untersucht wurden.

Nachdem auch diese Prozedur beendet war, muRten wir zu viere in einer Reihe antreten. An der Spitze der Kolonne stnnden die in Ketten geschlossenen Zwangsarbeiter, die verschickt werden sollten, den Schluß bildeten Verbrecher. Nachdem uns dann noch die für solche ~ransporte gültigen scharfen Bestimmungen seitens des begleitenden Offiziers vorgetragen worden waren, ging's auf den Hof hinaus, wo für die Frauen und das Gepäck Lastwagen bereitstanden. ~s wurde allen freigestellt, ihren Sack aufzuladen, von welcher Erlaubnis auch ich Gebrauch machte; denn ich verspürte keine Lust, den weiten Weg auf dem bekanntlich sehr schlechten Moskauer Pflaster mit dem schweren Sack auf dem Rücken abzutragen. Gegen fünf Uhr marschierten wir ab, und zwar zum nächstgelegenen Bahnhof, dem Bahnhof der



Sawelowoer Linie, auf dem ich bis dahin noch nie gewesen war.

70 Dort angekommen, wurden wir zu einem schon bereitstehenden Zug geführt und gewahrten dann gleich zu unserem Schrecken, daß mehrere Arrestanten-Wagen mit vergitterten Fenstern zu unserer Aufnahme bereitstanden. Auf Befehl des uns begleitenden Offiziers mußten im ersten Wagen zuerst die Frauen und Kinder Platz nehmen, dann die dazugehörigen Männer und schließlich die verschickten ~sterreicher. Als dieser Wagen voll, mit der nötigen Begleitmannschaft besetzt und verschlossen war, kam der zweite Wagen an die Reihe: zuerst alle zur Zwangsarbeit und zur Zwangsansiedlung verurteilten Verbrecher, dann die deutschen Reichsangehörigen. Auf diese Weise wurden in ~edem Wagen vierzig Menschen untergebracht. Unser Wagen hatte in der Mitte ein bis zur Decke reichendes Gitter, durch das wir von den verurteilten Verbrechern abgeteilt waren. Nach einiger Zeit setzte sich der Zug in Bewegung und erreichte, nach ziemlich langen Aufenthalten auf verschiedenen Stationen, endlich nach etwa einer Stunde die Haltestelle Lossinoostrow, genau 10km von Moskau entfernt. In diesem Datschenort wohnten meine Schwägerin Ios mit ihren ~indern sowie die uns eng befreundete Familie Lasch. Wie lange wir auf dießer Station gehalten haben, weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß eine ganze Anzahl von Datschenzügen an uns vorüberfuhr, mit sehnsüchtigen Blicken von un~ begleitet, wie man sich vorstellen kann. Der Befehl, während des Aufenthaltes auf den Stationen nicht zu sprechen, wurde nicht gar zu streng beachtet, und nur wenn die Unterhaltung gar zu lebhaft und zu laut wurde, erinnerte der un~ im Wagen begleitende Soldat an den Befehl.

Nachdem wir dann noch eine zeitlang auf den dortigen Gleisen hinund hergeschoben worden waren, setzte sich der Zug endlich Richtung Moskau in Bewegung, wo wir nach meiner Schätzung zwischen neun und zehn Uhr eingetroffen sein müssen. Nach längerem Hinund Herrangieren hielt unser Zug schließlich vor dem Hauptgebäude auf dem Gleis, von dem unsere Datschenzüge immer abfuhren. Endlich, um halb zwölf Uhr setzte sich der Zug wieder in Bewegung. ~B war der tägliche ~agespersonenzug nach Jaroslawl, dem un~ere Wagen angehängt worden waren. Glücklicherweise hält dieser Zug nicht auf all den kleinen Datschenstationen. Obgleich viele Verwandte und Bekannte im Sommer gerade an dieser Strecke wohnen, habe ich auf der Fahrt oder bei den Aufenthalten auf Bahnhöfen kein bekannteß Gesicht gesehen.

Während der Fahrt wurde un~ von der Begleitmannschaft heißes Wasser fUr Tee in den Wagen gebracht; auch standen uns zehn Kopeken zum Ankauf von Brot etc. zur Verfügung. Die meisten von uns überließen dies Geld den Soldaten, obgleich die anständig genug waren zu empfehlen, das Geld lieber zu behalten, da wir dasselbe am nächsten ~age sicher dringend zum Kauf eines Stückes Brot gebrauchen würden. Die haben ~edenfalls aus Erfahrung gewußt, daß wir so bald nichts von unserem Geld würden zu sehen bekommen, und hat es schließlich auch vier Wochen gedauert, biß uns ein Teil des uns abgenommenen Geldes wieder ausgehändigt wurde,

Unterwegs sahen wir viele Militärzüge und in Jaroslawl, wo wir abends ankamen, war der Bahnhof voll von Menschen, die anscheinend abreißende Reservisten und Landwehrleute begleitet hatten. Ein kleiner Zwischenfall passierte übrigens dort. Durch ein offeneß Fenster war uns eine Zeitung in den Wagen gereicht worden, und obgleich der am Fenster sitzende Mann dieselbe sofort an den Wächter abgegeben hatte, mußten alle Fenster geschlossen werden. Die Luft wurde natUrlich ganz unerträglich, aber erst nach Abgang deß Zuges durfte wieder gelUftet werden. Die Nacht war

scheußlich.

71 Etwa eine Stunde lang konnte ich mich auf der harten Bank, über die ich mein Plaid gebreitet hatte, ausstrecken. Dann saß ich den übrigen Teil der Nacht mit noch einem oder zwei Herren auf der Bank. Wir konnten uns nicht entschließen, uns auf den drei übereinanderliegenden Bänken hinzulegen, benutzten vielmehr die oberste zur Unterbringung unseres Gepäcks. Wie unterschiedlich unsere Behandlung seitens der begleitenden Offiziere war, geht daraus hervor, daß in unserem Wagen das Rauchen verboten war, während in anderen Wagen verschiedene Herren von Offizieren in deren Abteil gebeten wurden, um eine Zigarette mit ihnen zu rauchen.

Am 19. August, morgens gegen zehn Uhr, kamen wir dann endlich in Wologda an. Nachdem alle sonstigen Reisenden den Zug und den Bahnhof verlassen hatten, durften auch wir aussteigen. Dann ging es in geschlossener Formation und unter starker Bedeckung ins Gefängnis, wobei Frauen, Kinder und das Gepäck wieder auf Wagen geladen wurden. Auf dem Gefängnishof angekommen, wurden zunächst einmal die Verurteilten in ihre Zellen abgeführt. Von unserer Ankunft war anscheinend kein Mensch unterrichtet worden. Der Chef des Gefängnisses und sein Adjuvant standen in fortwährendem telefonischen Verkehr mit der Polizei, um zu erfahren was nun mit uns geschehen und wo man uns unterbringen solle. Übrigens waren auch diese Herren wieder sehr anständig und liebenswürdig. Während die Verhandlungen liefen, wurde uns gestattet, uns auf dem Gefängnishof zu ergehen und es uns nach Möglichkeit bequem zu machen. Es dauerte dann auch nicht lange, bis fast alle bei dem prachtvollen Wetter auf ihren Plaids oder Decken im Grase lagen und meist auch bald einschliefen, da nach solcher Nacht mancherlei nachzuholen war.

Nachmittags gegen vier Uhr wurde uns dann mitgeteilt, daß wir die Nacht in dem einzigen freien Raum des Gebäudes verbringen müßten, während die Frauen und Kinder in ein anderes, in der Nähe befindliches Gebäude gebracht wurden. In dem unzum Aufenthalt angewiesenen Raum befanden sich nur eine Bank, ein Tisch und einige Stühle. Wir konnten uns auf dem nackten Asphaltboden aber erst hinlegen, nachdem auch diese wenigen Möbel hinausgeschafft worden waren. Die Beleuchtung bestand aus einer winzigen Petroleumlampe, und die Lüftung geschah durch zwei winzige Luftscheiben, die ein Posten auch noch schließen wollte. Da wir eng aneinandergeschmiegt kaum Platz gefunden hatten, kann man sich von der Luft in dem Lokal eine Vorstellung machen.

Damit bei dem abendlichen Appell auch alles klappte, hatte man mich zum Stubenältesten erwählt, der dem kontrollierenden Offizier die nötige Meldung erstatten und eventuell zu äussernde Wünsche vorbringen sollte. Als dann der bekannte Pfiff auf dem Korridor ertönte, ließ ich die Leute sich in Reihen und Gliedern aufstellen und meldete dem dann eintretenden Offizier, daß der Raum mit einundsechzig Mann besetzt sei. Dieses Verfahren machte auf den Offizier augenscheinlich einen sehr guten Eindruck. Er begrüßte uns mit einem freundlichen 'Guten Abend' und erkundigte sich angelegentlich nach unseren Wünschen, die ich ihm dann auch vortragen konnte, und die der Herr dann auch nach Möglichkeit berücksichtigte. Dann wurden wir unserem Schicksal überlassen, und jeder versuchte sich auf dem Fußboden einzurichten, so gut oder schlecht wie dies gehen wollte. Aber geschlafen haben wir alle schließlich **doch**, denn die Natur verlangte ihr Recht.

72 Am nächsten Morgen wurden wir um sechs Uhr geweckt und haben, soweit dies

~berhaupt möglich war, Toilette gemacht. Wir durften wieder auf den Hof, von wo wir gegen zehn Uhr zur Polizeiverwaltung abgeführt wurden. Dort wurden wir auf einen Hof geführt, ein Polizeioffizier verlas die einzelnen Namen, und ~eder mußte sein Alter und seinen militärischen Rang angeben. Als dies geschehen war, wurde uns mitgeteilt, daß wir nun unserer Wege gehen könnten, uns eine vor~bergehende Wohnung suchen dürften, uns aber am nächsten Morgen wieder in der Polizeistation melden müßten~ um zu erfahren, wohin wir weiter verschickt würden. Unsere Freude über dieses Gefühl einer gewissen Freiheit war gar nicht zu beschreiben, und machten wir uns sofort auf, ein Unterkommen zu finden. Unsere Versuche, in einem der dortigen Hotels unterzukommen, schlugen alle fehl, da diesen untersagt worden war, Angehörige feindlicher Staaten bei sich aufzunehmen. Also mußten wir versuchen, in einem Privathaus Unterkunft zu finden. Dabei hatten wir aber gar kein Geld in der Tasche, und auf unsere Fragen bei der Polizei, ob denn unser im Moskauer Gefängnis zurückgehalten~s Geld nicht da sei, bekamen wir die Antwort, dies würde uns erst am Bestimmungsort wieder ausgehändigt werden. Da begegnete uns zu unserem Glück ein Baron von Wedel, der unsere Hilflosigkeit bemerkte und uns fragte, ob er uns helfen könne. Auf unser ehrliches Gesicht hin gab er dann ~edem von uns fünf bis zehn Rubel, damit wir wenigstens etwaß essen und auch die Weiterfahrt bezahlen konnten, denn die geschah nicht mehr auf Kosten des russischen Staates.

Nach einigem Suchen fanden wir dann ein einzelnes Haus, in dem uns der Be~itzer einige leere Zimmer vermieten wollte. Man war damit beschäftigt, die Wände mit einfachem weißen Papier zu tapezieren. Von irgendwelchen Möbeln war nichts zu sehen, doch erklärte sich der Hauswirt schließlich bereit, einfache Bettgestelle mit Strohsack zu stellen, wofür wir für ~ede Nacht einen Rubel bezahlen sollten. Wir wählten zu neun ein leidlich geräumiges Zimmer aus, während ein größeres Zimmer von einer entsprechend größeren Zahl von Herren belegt wurde. Auch f~r die Weiblichkeit fand sich noch ein Raum in dem Hause.

Nachdem diese Angelegenheit nun erledigt schien, gingen wir in ein Hotel um zu essen. Der Genuß, mal wieder an einem gedeckten Tisch zu sitzen und nicht nur von Butterbrot leben zu müssen, war ein großer.

Als wir gegen Abend in un~er Haus kamen, stellte es sich heraus, daß nur vier oder fünf Matratzen vorhanden waren, die wir nat~rlich den Frauen überließen. Unser Hau~wirt hatte die Frechheit zu behaupten, daß von ~ieferung von Matratzen gar keine Rede gewe~en sei, wir deshalb auch keine zu beanspruchen hätten. Diese Frechheit schlug aber unserer Geduld derart ins Gesicht, daß wir dem Kerl in einer Weise zusetzten, daß er uns ver~sprach, in wenigen **Stunden** die restlichen Matratzen auch noch zu liefern, was dann auch, mitten in der Nacht, geschah. Ein neben mir liegender Slowake war mir bei der Eroberung einer Matratze sehr behilflich, denn von einer ordnungsmäßigen Verteilung war keine Rede; Kraft und Gewandtheit spielten die entscheidende Rolle.

Am nächsten Morgen meldeten wir uns wieder auf dem Polizeiamt, doch wurde uns der Bescheid gegeben, daß wir mittags wiederkommen sollten, da noch zu viele Menschen auf Abfertigung warteten. Mittags wurden wir dann auf den nächsten Tag bestellt. Am Nachmittag erzählte mir aber ein Bekannter auf der Straße, daß mein Name auf der Polizei aufgerufen worden sei, worauf ich schleunigst hinging, um mich nach der Ursache zu erkundigen~ Dort wurde mir dann gesagt, daß ich nach Tot~ma verschickt würde und Wologda innerhalb vierundzwanzig Stunden verlassen mü~se. Am gleichen

Nachmittag hatte ich auch noch einmal versucht, zu meinem Gelde zu kommen, einschließlic der zweihundert Rubel, die man aus meinem Kontor zur Übergabe an mich an die Polizei in Wologda geschickt hatte. Aber es war nichts zu erfahren, obgleich der Kanzleichef sich persönlich der Sache annahm und mit mir bei allen in Frage kommenden Dienststellen Erkundigungen einzog.

73 Unser Hauswirt hatte uns schon gleich nach der ersten Nacht erklärt, daß er uns an die Luft setzen würde, wenn wir nicht unseren Rubel bezahlten. Wir hatten aber kein Geld mehr und einigten uns schließlich nach langen Verhandlungen, daß wir ihm für zwei Nächte zwei Rubel ~chuldig seien und versprachen auch, das Geld baldmöglichst zu zahlen. Der Mann schien kein ganz reines Gewissen zu haben, denn an allen Straßenecken war angeschlagen, laut denen ~eder Bewohner Wologdas mit strenger Bestrafung zu rechnen habe, der die Notlage anderer zum eigenen Nutzen ausbeute. Und daß die Abnahme von einem Rubel für solch ein Nachtquartier schon an Gaunerei grenzte, dürfte der edle Mann wohl selbQt gefühlt haben.

Am Nachmittag war es mir dann noch gelungen, von einem Herrn Ludt fünfundzwanzig Rubel zu bekommen, 80 daß ich mir nun geradezu wie ein Krösus vorkam. Ich beschloß daher, einige unbedingt nötige Anschaffungen zu machen, nachdem ich zunäch~t einmal dem Hauswirt seine zwei Rubel bezahlt hatte. Zunächst kaufte ich mir nun einmal einen anständigen Reisesack, in dem ich meine wenigen Habseligkeiten unterbrlngen wollte, dann ein Notizbuch, Bleistift und, für alle Fälle, noch ein Pfund Schokolade von 'Einem'. In dem Hotel, in dem wir un~ verpflegten, freute sich ein Kellner, in mir elnen Gast wiederzusehen, den er in dem bekannten Restaurant "Alpenrose" in Moskau schon häufig bedient hatte. Dieser Mann war natürlch ein Stock-Ru~se, was aber kein Grund für ihn zu sein schien, uns nicht gut zu bedienen.

Tot~ma, unser Bestimmungsort, liegt an der Suchona. Wir mußten mit dem Dampfer dorthin fahren. Es gelang uns auch, für den Sonnabend abend noch einige Plätze auf dem übrigens recht guten Dampfer zu bekommen. Nachmittags sah ich dann noch unsere Kameraden in die Kaserne abmarschieren. Nachdem ich mich von den Damen unserer Gesellschaft verabschiedet hatte, fuhr ich gegen fünf Uhr zum Dampfer, auf dem alle Ka~üten schon be~etzt waren, 80 daß wir uns zu acht Personen in der allgemeinen Ka~üte einrichten mußten, was dann auch auf Sesseln und einem Diwan geschah. Der Preis für die Fahrt nach ~ot~ma betrug, ~e nach benutzter Klasse, einen, zwei oder drei Rubel, war also nicht gar zu teuer. Um sechs Uhr abends setzte sich unser nicht ~ehr großer Raddampfer in Bewegung.

Am nächsten Vormittag um 11 Uhr trafen wir in ~ot~ma ein. Unsere erste 80rge war natürlich, ein Unterkommen zu finden. Wir machten uns zu sechs Personen unter Führung eines Polizisten auf den Weg, um eine Wohnung zu finden, was uns schließlich nach stundenlangem Suchen auch gelang. Ganz am Rande des Städtchens fanden wir ein einzelnes Haus, welches einem Förster gehörte, der uns zwei ganz gute Zimmer abtreten konnte, in denen wir uns zu sechs Personen auch einigermaßen einrichten konnten. Die Familie unseres Hauswirts Sos~ima Feodorowitsch Paklin bestand aus ihm, seiner Frau und drei Kindern Lubow, Anatol und Nikolai, von denen die erstere die oberste Klasse eine~ Mädchengymnasiums, die beiden Söhne eine Realschule besuchten. Der Mann war auf Grund seines Berufs oft ein bis zwei Wochen lang ununterbrochen im Wald tätig. War er aber zu Hause, pflegte er zwischen den Mahlzeiten nichts zu tun. Dagegen war seine Frau rastlos tätig vom frühen Morgen bis

zum späten Abend und tat für uns~was möglich war.

74 Mit Betten sah es natürlich sehr mangelhaft aus; Matratzen fehlten gänzlich, so daß wir die erste Nacht mal wieder auf dem harten Fußboden schlafen mußten. Deshalb war am nächsten Tage unsere erste Sorge, Matratzen, sonstige unbedingt notwendige Gegenstände und Lebensmittel wie Brot, Butter, Fleisch etc. zu kaufen. Dies gelang uns dann bald in einigen ganz guten Läden. Eine mit Hobelspänen gefüllte Matratze kostete Rbl. 4,20 und war unglaublich hart. Einen Holzrahmen für meine Matratze hat mir der Mann selbst zusammengeschlagen und beides hat mich dann auch ausgehalten bis zum Schluß unseres Aufenthaltes bei den 'Eingeborenen'. Beschafft werden mußten auch Bett- und Handtücher, Messer und Gabeln, Geschirr, eine gute Hängelampe; überhaupt alles~ was nötig war, denn unsere Hauswirte konnten uns absolut gar nichts geben~ Aber schließlich wurde es bei bescheidenen Ansprüchen doch ganz gemütlich.

Für unsere Wohnung mußten wir Rbl. 30,-- per Monat zahlen. Das waren also Rbl. 5,-- pro Kopf, was auch nicht zu teuer war. Morgens, mittags und abends wurde uns der Samowar aufgestellt, und unsere Wirtin kochte uns das Mittagessen von den Lebensmitteln, die wir ihr gegeben oder am Abend vorher bei ihr bestellt hatten. Es bestand aus Suppe und Reis oder Buchweizengrütze; erstere war stets eine Kohl-, Erbsen- oder Nudelsuppe, also nicht sehr abwechslungsreich, doch wurden stets vier Pfund Fleisch auf die Suppe verwandt. Morgens hatten wir Kaffee, Brot, Butter, Eier und Käse, nachmittag~ wieder Kaffee und abends Tee, Brot, Butter, Eier und Käse. Wir konnten es also ganz gut aushalten und hatten in Tomsk kaum Grund, uns zu beklagen. Tausende von Landsleuten hatten es viel, viel schlechter. Nur Gemüsesab gab es in unserem Städtchen ebensowenig wie später in dem Dorf, in das wir dann verschickt wurden.

Mit dem Aufstehen begannen wir um sieben Uhr. Dann machten wir, einer nach dem anderen, Toilette in der Küche, in Gegenwart der ganzen Familie, ländlich, primitiv. Dann wurde Kaffee getrunken, nachdem unsere Wirtin Brot etc. den langen Weg aus der Stadt geholt hatte. Nach dem Frühstück, mit dem wir gegen halb zehn fertig waren, korrespondierte ich dann meist bis elf oder halb zwölf Uhr. Dann folgte unser erster Gang zur Post, die uns allerdings sehr unregelmäßig mit Post versorgt, so daß wir Briefe aus Moskau zuweilen erst nach fünf, sechs oder gar sieben Tagen erhalten. Der Transport der Post mit dem Dampfer aus Wologda war eingestellt worden. Sie kommt jetzt nur noch auf dem Landweg mit Pferden auf dem 204 Werst langen sogenannten Posttrakt. Bei den schlechten Wegen können nur vier bis sechs Werst in der Stunde zurückgelegt werden. Im Frühling und Herbst, also nach und vor der Schlittenbahn, kam überhaupt keine Post zu uns. Häufig kamen Briefe von mehreren Tagen gleichzeitig bei uns an. Die Freude bei Empfang derselben kann eigentlich nur der ganz ermessen, der sich schon einmal in seinem Leben in gleicher oder ähnlicher Lage befunden hat.

75 Aus meinem Kontor in Moskau, das am Anfang noch offen war, bekam ich regelmäßig die Petersburger bzw. Petrograder Zeitung zugeschickt. Wenn die Telegramme derselben vom Kriegsschauplatz für uns auch kein Interesse mehr hatten, weil wir sie täglich am Ort erhielten, so brachten die Zeitungen doch sonst 80 viele Berichte und Auszüge aus der russischen Presse, daß sie von allen geradezu verschlungen werden. Bei den Kriegsberichten hatten wir schon bald heraus zu unterscheiden, was auf den Zeilen steht, und was man zwischen ihnen lesen kann.

Vormittags machten wir dann noch Einkäufe oder einen Spaziergang, be- dem wir aber da- Weichbild der Stadt nicht verla- sen durften- und kamen selten vor ein Uhr nach Hause. Bis zum E- en um zwei Uhr schrieb ich dann an diesen Aufzeichnungen, las etwas oder hielt auch mal ein kleines Vormittag9schlächchen. Nach Tisch legte ßich meist die ganze Gesellschaft auf- Bett, um bis vier Uhr zu lesen, oder zu schlafen. Dann wurde Kaffee getrunken. Danach fanden sich immer einige Herren, recht sympathische darunter, zu einem gemütlichen Skat zusammen, bel dem anfangs u- eine -iertel Kopeke gespielt wurde, später um eine zehntel. Gegen halb neun wurde -tets zu Abend gegessen. Danach spielten wir dann meist noch etwas 'Commerce', das ich meinen Stubengenossen beigebracht hatte, oder ich legte 'Patienzen'.

Am 15. September bekam Herr Brunnert, dem schon in Wologda angekündigt worden war, daß er frei sei, seine diesbezüglichen -apiere und reiste noch am gleichen Tage- natürlich sehr glücklich, ab. Dagegen erhielt ich am gleichen -age die für mich -ehr niederdrückende Nachricht, daß meln am 24. August eingereichtes Gesuch abschlägig beschieden worden sei. Jetzt hieß eß also wieder abwarten, ob nicht doch noch die hohe Behörde zur Einsicht kommt, daß ich mir absolut gar nichts habe zuschulden kommen lassen und mir deshalb die R- ckkehr nach Moskau gestattet. Laut Zeitungsmeldungen sollte der Austausch der beiderseitigen Untertanen zwischen Deutschland und Rußland bereits begonnen haben, doch ist bi- dato noch keine der von hier eingereichten Bittschriften berücksichtigt wordenO

Am -onnabend, den 12. -eptember, erhielt ich ein Telegramm aus Moskau, in welchem mir mein Sohn Arthur mitteilte, da- er am nächsten Tage mit sechs Kameraden nach Wologda kommen würde, nachdem sie die ganze bisherige Zeit in einer Moskauer Ka-erne gelegen hatten. Wohin sie von Wologda au- verschickt werden würden, konnte er natürlich noch nicht wissen. Als ich dann aber die Nachricht erhielt, daß man verschiedenen -ungen Leuten gestattet habe, nach Tot- ma zu gehen, war meine Freude natürlich groß, daB unter die- en -ungen Leuten -ohn Arthur, Will- Rabeneck sowie zwei meiner Neffen Loos waren. Ob- chon uns im allgemeinen das Betreten des Dampferlandungssteges streng verboten war, wurde mir die erbetene Erlaubnis gleich in liebenswürdig- ter Weise erteilt. Aber zum Empfang am Steg -ollte eß dennoch nicht kommen. Im Büro der Gesellßchaft hatte man mir gesagt- daß der Dampfer wegen starken Nebel- erst zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags eintreffen würde. Nichtsdestoweniger erschienen die -ungen -eute schon um halb drei Uhr in meiner Wohnung und wußten nicht genug von der mond hellen Nacht zu berichte- Den -ungen Leuten gelang es gleich am ersten Tage, ein gutes Zimmer ganz in unserer Nähe zu finden, wo sie sich dann auch ganz gut eingerichtet haben. Wir sehen uns natürlich täglich, bald bei uns, bald bei ihnen, Skat zu spielen oder zusammen spazieren zu gehen, wobei wir uns höchstens zu dritt vereinigen, um der Polizei keinen Anlaß zum Einschreiten zu geben. Ich sollte hier einflechten, daß es hier streng verboten war, zu mehr als drei Personen auf Straßen und Plätzen der Stadt zusammen zu gehen oder zu stehen oder dort deutsch zu sprechen. Übertretungen dieses Befehls sind auch schon verschiedentlich mit mehr oder weniger empfindlichen Haftstrafen geahndet worden. Dabei muB ich hinzufügen, daß es eine ganze Anzahl Deutscher gab, die kein Wort rusfiisch verstehen, geschweige denn sprechen konnten, u.a. zwei Herren, die, zufällig in Riga anwesend, vom Kriege überrascht worden waren und kurzer Hand nach Tot- ma verschickt wurden, d,h- auf eigene Kosten nach hier reisen mußten.

Nun ein paar Worte über Tot- ma -elbst. Die -tadt liegt auf dem linken Ufer des breiten

Stromes Suchona, auf dem wirklich schöne, große Dampfer fahren, ~on Wologda ausgehend bis nach Archangelsk. Fast alle Häuser ~ind aus Holz gebaut, zum großen Teil auch mit Holz gedeckt. ~i~ Straßen sind ziemlich breit und der erste Eindruck ist ein recht guter, wird aber gleich beim ersten schlechten Wetter stark beeinträchtigt, denn dann werden die durchweg ungepflasterten Straßen einfach unpassierbar. Die schmalen Holzstege, die sich an einer Seite der Straße befinden, sind meist in einem Zustand, daß man sie lieber gar nicht benutzt. Das Wetter war im Herbst 1914 im allgemeinen gar nicht schön.

Die Bevölkerung besteht zum ~eil aus in früheren Jahren Verschickten, dadurch z.T. aus ganz intelligente~ Menschen. Der Ort muß früher mal sehr reich gewesen sein, wofür die zahlreichen sehr großen Kirchen den Beweis erbringen; denn diese sind von russischen Kaufleuten errichtet worden, die ihr in kaufmännischer Beziehung wohl nicht ganz reines Gewissen durch den Bau von Kirchen oder zum mindesten durch große Stiftungen etwas beruhigen wollten. Ganz in der Nähe unserer Wohnung liegt in einem Tal, an einem Nebenflüßchen der Suchona, ein großes, anscheinend sehr reiches Kloster. Der Blick von dort zur Stadt ist ganz wunderbar schön.

Zu unserem Bedauern durften wir die Stadt nicht verlassen. So sehr es uns auch lockte, die umliegenden Wälder zu besuchen, waren wir bei unseren täglichen Spaziergängen auf nur wenige Wege angewiesen. Wir gingen auch bei schlechtestem Wetter spazieren, denn den ganzen Tag in einem kleinen Zimmer zu sitzen, war einfach nicht zum Aushalten. Dabei ist Schreiben, wie überhaupt jede Beschäftigung~mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden, wenn andere Herren schwatzen oder kartenspielen; nicht gerade geeignet, seine Gedanken zu konzentrieren. Aber schließlich gewöhnt sich der Mensch an alles. Bei unserer Wohnung muß ich noch r~hmend hervorheben, daß sie verhältnismäßig frei von Ungeziefer war; ganz ohne Wanzen ging es natürlich doch nicht ab.

77 Aus meinem Tagebuch, das ich von Anfang an führte, kann ich auch noch einige Preise für Lebensmittel anführen~ die wir in der ersten Zeit bezahlen mußten. So kosteten ~eweils ein Pfund: sehr **guter Kaffee** Rbl. 1,30, Tee 2,00, Fleisch 0,12, Butter 0,45, Käse 0,35, Kohl 0,03, Reis 0,12, Zucker 0,17, Grütze 0,03, Erbsen 0,05; Hühner Kop. 20 p. 8tck., Haselhühner Kop. 30 p. Paar, Eier Kop. 18 - 23 p. 10 Stck., Milch Kop. 2 per Glas, Sahne Kop. 18 - 20, **Petroleum** Kop. 6.

Am 25. September kam auch mein Sohn Gustav nach Tot~ma, nachdem er vorher durch ein Mißverständnis per Etappe nach Wätka verschickt worden war und nun von dort wieder per Schub zu uns kam. Der arme Kerl hat in den sieben Wochen seiner Gefangenschaft sehr viel durchmachen mü~sen. Er erholte sich aber verhältnismäßig rasch wieder. Glücklicherweise konnte auch er noch in derselben Wohnung unterkommen, in der sich seine Brüder und Vettern befanden. Von dem mir abgenommenen oder geschickten Geld hatte ich zu der Zeit weder etwas gesehen noch gehört.

Außer uns sind sehr viele Menschen nach Tot~ma verschickt worden, die ganz ohne Mittel dasaßen und deshalb auf die Unterstützung ihrer be~sergestellten Landsleute angewiesen waren. Un~er Antrag bei der Polizei, uns zu gestatten, die Hilfsaktion in geordnete Bahnen zu lenken, fand bei ihr gute Aufnahme und Unterstützung. Es wurde ein Komitee gebildet, wozu ich auch aufgefordert wurde. Doch habe ich vorgezogen,

mich nur beratend daran zu beteiligen, die Arbeit aber und die vielen Wege den Leuten zu überlassen. Wir haben auch eine Kasse gebildet, um wenigstens etwas flüssiges Geld immer zur Hand zu haben. In diese Kasse müssen auch stets 20% des Skatgewinns abgeführt werden. Regelmäßige Zuschüsse der deutschen Regierung erhielten wir erst später.

Am 11. Oktober erschien mein Kontordienstler mit einer Anzahl von Koffern, in denen warme Winterkleidung für uns verpackt war, dazu noch sehr viele, hochwillkommene 'Liebesgaben' aller Art wie Bücher, Konserven, Zigarren etc. Da keine Transportgesellschaft die Versendung an uns hatte übernehmen wollen, war nichts anderes übriggeblieben, als meinen Kontordienstler mit den Sachen nach Tomsk zu schicken, und der Mann hat seine Sache tadellos gemacht. Inzwischen waren auch einige Pakete eingetroffen, die schon Wochen vorher der Post übergeben worden waren. Darunter waren auch hundert Zigarren, die aber in total zersahmetertem Zustand ankamen, so daß dreißig Stück nur noch als Pfeifentabak benutzt werden konnten. Diese Kistchen waren z.B. am 26. September in Moskau abgesandt worden, mußten dann das Kriegsgefangenenlager in Petersburg passieren und kamen auf diesem Umwege am 21. Oktober bei mir an. In diesen Tagen erhielt ich auch Mitteilung seitens der Polizei, daß das Geld, welches uns im Gefängnis abgenommen worden war, uns ausgezahlt werden könne, aber erst nach ein bis zwei Wochen und dann auch nur ratenweise.

Im Lauf des Oktober trat schon richtiger Winter ein, so daß die Schifffahrt eingestellt werden mußte, die Post nur noch auf dem Landwege zu uns kam, und dies auch nur zweimal die Woche. Mittags gegen zwei Uhr kamen meist die Telegramme vom Kriegsschauplatz, und war es ganz interessant zu beobachten, wie deren Inhalt aufgenommen wurde: die Stockdeutschen beurteilten sie natürlich anders als die hier geborenen jungen Leute, und lange hier Ansässige wieder anders als diese und jene. Ich persönlich hielt mich hinsichtlich des Inhalts an das alte Wort: audiatur et altera pars. Aber meine Gedanken und Gefühle werde und brauche ich niemandem Rechenschaft abzulegen.

78 In diesen Wochen war in Tomsk große Pferdemonstration, wozu die Bauern bis zu 200km weit hergekommen waren. Kurz danach begann auch eine Rekrutenaushebung, zu der schon eine Unmenge russischer Leute gekommen war, darunter auch der einundzwanzigjährige älteste Sohn unserer Wirte. An solchen Tagen durften die Deutschen ihre Häuser nicht verlassen, um unangenehme Zwischenfälle vorzubeugen. Es ist auch nicht passiert, obgleich das Städtchen durch diese Ereignisse mehr als überfüllt war.

Die Sache mit der Unterstützung armer Leute kam nur schlecht vom Fleck. Von 3-6 in Tomsk anwesenden Deutschen waren mindestens 180 völlig mittellos und hilfsbedürftig. Wenn wir auch hofften, sogar damit rechnen konnten, daß uns durch die amerikanische Botschaft, die die Interessen der Deutschen wahrnahm, Unterstützung zuteil würde, so bangte mir doch, daß die uns zur Verfügung gestellten Mittel nicht ausreichen würden. Tausend Rubel monatlich wurden beantragt, doch durften wir auf höchstens Rbl. 240,- im Monat rechnen. - Nach meinen Aufzeichnungen im Januar 1915 hatte sich die Unterstützungssache doch zu unseren Gunsten entwickelt, indem wir genügend Geld bekamen, um zweihundert Menschen mit zwanzig Kopeken pro Tag zu unterstützen. Auch die Behörden zeigten uns großes Entgegenkommen in dieser



Sache. Allerdings~ nahm ihnen das deut~che Komitee mit ~einer Fürsorge auch viel Arbeit ab.

~inige Internierte waren inzwischen auch schon gestorben. Die rus~ische Geistlichkeit hat bei den Beerdigungen ihre Beihilfe stets zugesagt und diese Zusage auch gehalten, damit ihren Ruf, tolerant zu sein, bestätigend. Sehr bitter ist eine neue Polizeivorschrift, laut welcher uns das Feld hinter unserer Wohnung nicht mehr zugänglich ist, auch der schöne Weg zum Kloster darf nicht mehr gegangen werden. Große Aufregung~ speziell unter den Mo~kowitern, erregte die Nachricht von dem Pogrom in Moskau am 23. und 24. Oktober, dann die Ausweisung aller Deut~chen aus Petersburg. Wir hofften, Gott wUrde uns davor bewahren, daß dies Geschick auch Moskau noch treffen ~ollte.

Die Korrespondenz mit den Meinigen in Moskau ging ziemlich regelmäßig vonstatten, obgleich auch Briefe verloren gingen. Mitte November hatte ich die große Freude, Briefe meiner Geschwister Gustav, Marie und Elisabeth zu erhalten, die mir, Gott ~ei Dank, mitteilen konnten, daß in der engeren Familie noch alle unversehrt seien.

Der Winter lieB sich verhältnismäßig gelind an, denn wenn wir auch um Weihnachten herum bi~ 30 Grad Re~umur hatten, so war die Durchschnitt~temperatur doch nur 12 - 15 R. Die Deut~chen in Tot~ma waren ~etzt drei Polizi~ten unterstellt, die ausschließlich zur Bewachung der Deut~chen dort waren~ ordentliche und anständige Leute, die Verständnis für un~ere Lage hatten. Die Internierten ~chienen sich aber auch zu bem~hen, dießen Leuten ihre Arbeit zu erleichtern, indem sie deren Anordnungen strikte nachkamen. Die Lehrerschaft hatte ihren Sch~lern streng verboten, die Deut~chen durch Schneeballwerfen oder dergleichen zu belästigen. A-ich die Geistlichkeit benahm ~ich sehr anständig uns gegenüber.

79 Da~ Weihnachtsfe~t verbrachten wir sehr nett bei den ~ungen Leuten, wo ein ~chön geschmücktes Bäumchen den Tisch zierte. Die Pakete aus Moskau, die viele durchweg hochwillkommene Geschenke enthielten, waren rechtzeitig ein~etroffen. Die Kunsthandwerk~chule von ~ot~ma hatte auch manchen Gegenstand geliefert, z.B. mir von meinen Jungens ein Wandbrett und einen Stroh-Armse~sel, der mir während der Jahre der Internierung sehr gute D~enste geleistet hat. Zu meinem Geburtstag hatten meine Stubengenossen diesen Sessel und das Bild meiner Frau mit Tannengrün geschm~ckt; eine Aufmerksamkeit, die mir große Freude gemacht hat. Silvester konnten wir natürlich nicht zusammen sein, da wir um neun Uhr ~a zu Hause sein mußten~ besuchten uns aber am 1. Januar und verschiedene unserer Bekannten.

Anfang Dezember hatte ich die Freude gehabt, meinen Prokuristen Blöck hier zu sehen. Er kam aus Moskau, um geschäftliche Angelegenheiten mit mir zu besprechen. Uns beschäftigte besonders die Firmenfrage; es hieß, den deutschen Reichsangehörigen sollten keine neuen Handlungspapiere ausgehändigt werden. Diese mußten, nach russischem Gesetz, ~edes Jahr erneuert werden; gewissermaßen eine Steuer, die mich ~ährlich etwa Rbl. 1000,-- gekostet hat. Schließlich kam doch noch die Erlaubnis, und war ich froh, daß meine Firma bestehen bleiben konnte. Ein furchtbar schwerer Schlag für unq alle war dann die Anfang-des Jahres 1915 erlassene Verfügung, daß bis zum 1. April alle deutschen Geschäfte in Rußland liquidiert, und alle deutschen Ange~tellten bis dahin entlas~en sein müßten. Dies betraf natürlich nicht nur mich persönlich, sondern auch meine Söhne und Neffen~ und waren wir nun völlig brotlos.

Im Laufe des Winters waren auch alle früheren Mitglieder des deutschen Flottenvereins verhaftet worden, darunter mehrere der in Tot~ma internierten. Weshalb ich dem Verein nicht angehört hatte, erinnere ich mich nicht. Jedenfall~ war dies ein Glück für mich, da ich sonst auch in das Gefängnis von Totjma eingeliefert worden wäre. Die weitaus meisten Personen der deutschen Kolonie Moskaus waren Mitglieder dieses Vereins; auffallend war~ daß nur Deutsche verhaftet wurden, während die russischen Mitglieder dieses doch rein deutschen Vereins unbehelligt blieben. Am 14. Februar 1915 wurden die deutschen Mitglieder des Flottenvereins ganz plötzlich aus der Haft entlassen, und zwar geschah dies, wie den Entlassenen mitgeteilt wurde, auf direkten Befehl des Zaren, mitten in der Nacht. Es hieß, der Zar selbst habe dem Verein angehört.

Wir hatten auch recht ungemütliche Tage, als wieder etwa tausendfünfhundert Landwehrleute nach Totjma gekommen waren, um an die Front geschickt zu werden. Während bei früheren Aushebungen nie etwas passiert war, kam es die~es Mal zu einem bösen Zusammenstoß zwischen diesen Landwehrleuten und mehreren nach hier verschickten Tscherke~sen, wobei drei der Letztgenannten erschlagen und zwei schwer verletzt wurden. Auch ein Deutscher 8011 dabei böse innere Verletzungen davongetragen haben. Während dieser Tage hatten wir natürlich wieder strengen Hausarrest. Ich war nur froh, daß ich mich auf dem Hofe mit Schneeschaufeln beschäftigen konnte, mir dadurch doch etwas Luft und Bewegung verschaffend.

Zu meinem großen Bedauern waren die deutschen Zeitungen Moskaus und Petersburgs eingegangen. Den Grund dafür konnte man sich ~a denken. Besonders die vorzüglich unterrichtete und sehr gut redigierte Petersburger Zeitung entbehrte ich sehr. Aber eine Sendung hatte uns auch wieder einen ganzen Stoß B~cher von meiner Schwägerin Else gebracht, und ich war sehr froh, wieder Stoff zu guter Lektüre zu haben. Auch war der anfangs so eintönige Küchenzettel wesentlich reichhaltiger geworden durch die in großen Posten erhaltenen Suppenwürfel, dann durch häufiger angebotenes Ealb- und Hammelfleisch, Hasen U8W. Andererseits kam leider gar kein gefiedertes Wild mehr zum Verkauf. Nach vollen sechs Monaten habe ich nun auch daß letzte Geld wiedererhalten, welches mir im Gefängnis abgenommen worden war, nachdem eine erste Rate Ende Oktober ausgezahlt worden war.

80 Anfang März 1915 wurde bekannt, daß ein Austausch von internierten deutschen und russischen Staatsangehörigen vorgenommen werden sollte, sofern sie weiblichen Geschlechts oder unter 17 oder über 45 Jahre alt seien und die nötigen Zahlungen für Paß, Reise etc. leisten könnten. Da die pekuniäre Lage der meisten Internierten aber eine derartige war, daß an eine solch kostspielige Reise, besonders die bis Wologda zu dieser Jahreszeit, nicht zu denken war, meldeten sich nur sehr wenige für die Ausreise. Als aber bekannt wurde, daß das Deutsche Reich die Kosten ~bernehmen würde und durch das amerikanische Konsulat auszahlen lasse, meldeten ~ich gleich über einhundertvierzig Personen.

Am 16. März wurde auch ich ~ur Polizei befohlen, wo man mir mitteilte, daß meiner Abreise nichts im Wege stünde, ich meinen Paß in Beloostrow in Empfang nehmen könne, wenn ich die nötigen Unterschriften wegen Nichtbesitz von Goldmünzen und Bankeinlagen geleistet hätte. Als ich den Herren erklärte, daß ich mich nie um eine Ausreise ins Ausland bemüht hätte, war ihr Erstaunen groß, und mußte ich nun ein Papier unterschreiben, laut welchem ich gar keine diesbezügliche Bittschrift eingereicht hatte. Erst nach meiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1918 habe ich in Erfah-

ung gebracht, daß meine Verwandten in Deutschland, speziell mein Schwager Vorster in Magdeburg, ihre Beziehungen benutzt haben, mich freizubekommen. Hiervon war mir aber nichts bekannt geworden; auch wollte ich natürlich nicht Frau und Kinder in Rußland zurücklassen~ vielmehr zu den Meinigen nach Moskau zurückkehren.

Im April hatte ich nochmals eine Aufforderung bekommen Rbl. 6,--für den Paß zu bezahlen, doch hatte ich abermal~ ablehnend geantwortet. Zu dem Zeitpunkt waren von den einhundertvierzig ~euten, die sich zur Abreise gemeldet hatten, erst zwei abgereist, und die auch nur auf Grund von Krankheit~attestierten. Den meisten wurden immer neue Schwierigkeiten gemacht. So sollten die Leute auch den Beweis~ erbringen, daß sie nicht gedient haben; aber wie wäre das~ möglich?

Nach ganz kolossalem Schneefall im März setzte nach dem 3. April warmes Wetter und Sonnenschein ein, so daß der Schnee ganz ungemein rasch abging, man aber auch dann erst erkennen konnte, wie hoch er gelegen hatte. Zu Ende April bzw. Anfang Mai erwartete man den Eisgang auf dem Fluß und anschließend die Eröffnung der Schifffahrt. Von dem interessanten Eisgang haben wir aber nichts zu sehen bekommen, weil wir in der ganzen Woche mal wieder Hausarrest wegen Einberufung von Reservisten hatten. Den Verkehr mit der Jugend besorgten die Kinder unserer Wirtsleute, die auch die abzusendenden Briefe mitnahmen; die ankommenden wurden uns durch Polizisten prompt zugestellt. Ich hatte mir inzwischen die in Moskau erscheinende 'Retsch' (Rede) abonniert, die im allgemeinen~ in einem anständigen Ton geschrieben war.

81 Im April hatten Gustav und ich eine hübsche große Wohnung gemietet, bestehend aus einem großen Zimmer, welches uns als Eß- und allgemeines Wohnzimmer diente, und vier großen Räumen als Schlafzimmer; erwarteten wir doch Anfang Mai unsere Frauen, Otto und Andreas, und können wir die Zeit kaum abwarten, sind~9 doch schon über acht Monate, daß wir getrennt sind. Manche Vorbereitungen mußten aber noch getroffen werden, denn die Wohnung hatte außer einigen Spieltischen und einer Anzahl recht primitiver Stühle nichts aufzuweisen. Gustav und ich wollten recht bald dorthin übersiedeln, einmal, um alles einzurichten, dann aber auch, um nicht doppelte Miete zahlen zu müssen. Am 18. Mai kamen dann die beiden Frauen mit ihren Söhnen glücklich hier an. Das ganze Gepäck der Un~rigen bekamen wir eine Stunde nach Ankunft des Dampfers, obgleich es schon vierzehn Tage in Totjma gelegen hatte. Die Quittung über den Ver~and hatte man nicht uns, sondern nach Moskau gesandt.

Die Vermieterin unserer Wohnung war Witwe eines Kaufmanns aus 'Tot~ma, die ein anscheinend vorzügliches Geschäft in allen möglichen Artikeln hatte, daneben aber auch einen großen Umsatz in Landesprodukten machte. Ich war und bin der Überzeugung, daß dieser Mann auch ein nach Totjma verschickter 'Politischer' war, denn seine Einstellung zur Regierung ließ darauf schließen. Diese Leute waren uns Internierten meist gewogen, ~edenfalls nie abweisend.

Die Ostertage waren recht still verlaufen; Das Wetter war durchweg gut, auch war die Erlaubnis erteilt worden, in der Osternacht die Kirchen zu besuchen, wovon ich aber keinen Gebrauch gemacht hatte. ~ine reiche Ostersendung von unseren Lieben aus Moskau war rechtzeitig angekommen. An dieser hatten sich auch Onkel Ede und ~ante Else mit Konfekt, Zigarren und Büchern beteiligt. Ich beschäftigte mich viel mit Reuter, Jatho, Foerter, Chamberlain etc.

Viel willkommene Arbeit brachte mir die Liquidation des Geschäfts. ~rotz der angestrengte~ten Arbeit meiner lang~ährigen Mitarbeiter, speziell Herrn Blöcks und Fräulein Lappings, konnte aber doch nicht alles verkauft werden. Sohn Otto hatte ~ede freie Stunde benutzt, im Kontor tätig zu sein, und hat sich der liebe Jung' ganz famos bewährt; und wie hatte ich mich schon lange darauf gefreut, in diesem Jahr gemeinschaftlich mit ihm zu arbeiten. Oh, dieser unglückselige Krieg, wenn der doch erst ein Ende nehmen wolltel

Zur Hilfe im Hause hatten wir eine sehr gute, auch mit ihrem Mann verschickte Frau angenommen, die sich vorzüglich bewährte. Der Mann trug den Namen Prittwitz und war ein Glied der bekannten Offiziersfamilie von Prittwitz. Sein Vater hatte aber den Adel abgelsgt und sich ganz von der Familie losge~agt - wie er behauptete. Ich glaube aber, daß sich die Familie von ihm losge~agt ha~te, denn aus Ge~prächen mit ihm ging hervor, daß sich der alte Prittwitz vom Militärdienst gedrückt hatte, was in einer solchen Familie kaum Begeisterung ausgelöst haben dürfte.

Otto hatte natürlich sofort ~ein Quartier bei den ~ungen Leuten bezogen, wo er zusammen mit Arthur das frühere Zimmer von Gustav bewohnte. Als die Verhältnisse immer ungemütlicher wurden, nicht nur in der Stadt Moskau, sondern auch auf dem Lande und in der Fabrik meiner Schwäger Rabeneck, wo unsere in Moskau verbliebenen Kinder noch weilten, telegrafierten wir diesen, auch nach Tot~ma zu kommen~ und hatten wir die große Freude, daß diese auch am 13. Juni bei un6 eintrafen. ~9 waren die beiden Töchter und der ~üngste Sohn, 80 daß die ganze Familie, mit Ausnahme meines in Rio wohnenden Sohnes, wieder vereinigt war.

82 Ein großes, bisher frei gebliebenes Zimmer hatten wir durch eine Stoffwand in zwei Räume geteilt, und dadurch sind nun auch die zuletzt eingetroffenen Kinder gut untergebracht. Andrei war die Freude des ganzen Hauses wie auch der Jugend, die uns sehr fleißig besuchte. Arthur und Otto waren ~onntags und mittwochs regelmäßig unsere Gäste. Von der Ubrigen Jugend kamen von Zelt zu Zeit je zwei zu uns zum Essen. Nach reiflicher ~berlegung hatten wir beschlossen, eine Bittschrift einzureichen, in~ Au~land reisen zu dürfen, und zwar für Mama, Ella, Lilly, Robert und mich. Sie war am 26. Juni abgegangen, und muBten wir dann abwarten, wann die Antwort kommen würde. Daß wir im Fall der Genehmigung Arthur, Otto sowie Gustav mit Familie zurücklassen m~ßten, war uns natUrlich ein schwerer Gedanke; aber auch andere in Rußland ansässig gewesene Deutsche sollten schon die nötigen Schritte unternommen haben.

Am 18. Juni verließ auch der er~te Transpor~ entlassener ~eute das Städtchen. Es waren ihrer rund hundert, und kann man sich denken, wie groß deren Freude war.

Im Laufe dieses Sommers wurde ich eines schönen ~ages zum Isprawnik, gewissermaßen Landrat~ befohlen, der mich ausfragte, was das für Leute seien, die angeblich bei uns fortwährend ein- und ausgingen. Nachdem ich ihm der Wahrheit gemäß erklärt hatte, daß dies unsere Söhne und Neffen seien, sagte er mir sofort, daß dem nichts im Wege stehe, er mich aber doch auffordern müsse, keine Versammlungen bei mir abzuhalten. Anscheinend waren Denunziationen bei ihm eingelaufen, denen er aber gar keine Bedeutung beizulegen schien.

Schon im August verbreiteten sich GerUchte, daß wir aus Tot~ma verschickt und in ein Dorf weiter im Inneren verbracht werden sollten~ angeblich, weil die Lebensmittelpreise

durch unsere Anwesenheit zu ~tark ge~tiegen ~eien, ~ich aber auch die ~ehrer beklagt hätten, keine pa~senden Wohnungen finden ~u können, weil alle guten von Deutschen belegt ~eien.

Im September kam dann auch der Befehl, daß zwei Drittel der Internierten, das waren 244 Seelen, auf verschiedene Dörfer, etwa fünfzig Kilometer von Tot~ma entfernt, abreisen müßten. Unsere Hoffnung, daß wir bleiben dürften, war vergeblich. Dagegen erhielt mein ~ohn Gustav, weil seine Frau russische Untertanin gewesen war, die Erlaubnis zu bleiben, ebenso eine Anzahl von Frauen und einige wenige Männer, die noch Aussicht hatten, nach Deutschland heimzukehren.

Am 2. Oktober fuhren zwei der ~ungen Leute, darunter Arthur, voraus in das uns angewiesene Dorf Gorbenzowo, um Quartier für uns zu suchen. Das gelang ihnen dann auch, und zwar in zwei ~ich ~erade gegen~berliegenden Häusern der Dorf~traße, was sie uns telegrafisch mitteilten. Am 4. Oktober fuhren dann meine Frau, meine beiden Töchter, mein ~üngster Sohn und ich mit dem Dampfer bi~zu dem dem Dorfe nächstgelegenen Anlegeplatz, wo wir spät abends ankamen. Zunächst mußten wir uns in einem kleinen Boot auf das andere Ufer Übersetzen la~sen, dann auf ganz primitiven Bauernwagen, auf ganz unglaublich schlechten Waldwegen, bei scheußlichem Wetter in das Dorf fahren. War dies schon für einen gesunden Menschen eine ~ortur, wie erst für meine arme Frau, die von einem bösen Ischia~anfall geplagt wurde.

83 Das Quartier, welches uns im Dorf erwartete, war denkbar primitiv~ zwei kleine Zimmer von 4,75 x ~,50m, dazu eine Küche und ein Vorraum von ~e 2,70 x 4~75m~ von denen aber ein großer Teil durch den Küchenofen in Anspruch genommen war. Wenn die ~ungen Leute auch schon dafür gesorgt hatten, daß in den Räumen einigermaßen aufgeräumt war, so sah es doch noch schlimm aus. Vor allen Dingen wimmelte e6 noch von Ungeziefer. Aborte oder gar WC gab e~ natürlich nicht; wir mu~ten uns mit Nachtgeschirren behelfen, d~e dann durch ein Loch in der Diele der Scheune in den darunterliegenden Stall entleert wurden, einfach unglaubliche Zustände. Nach einigen Tagen angestrenzter Arbeit war e~ dann schon etwas besser geworden, aber der Ab~tand gegen Tot~ma war doch ein gewaltiger. An Möbeln war natürlich nichts vorhanden. Da unsere Sachen erst einige Tage später aus Tot~ma ankamen, mußten wir un~ mehrere Tage ganz besonders behelfen und z.B. einige Nächte angekleidet auf den Matratzen liegen. Wir hatten uns dann 60 eingeteilt, daB meine Frau und die Töchter im hinteren Zimmer schliefen und ich mit meinem ~üng~ten Sohn im vorderen, das gleichzeitig auch als Wohn- und Eßzimmer diente.

Un6ere Hau6wirte waren, wie alle Leute im Dorf, kleine Bauern mit nur wenig Landbesitz. Er war der Stellmacher des Dorfe~, beschlug auch die wenigen Pferde der Bauern und hatte dadurch einen kleinen Nebenverdienst. Als ich am Morgen nach un~erer Ankunft in 6eine ganz außerordentlich primitive Werkstatt ging, um mir seine Sachen einmal anzu~ehen, mußte ich aber doch lachen, al6 buchstäblich das erste Werkzeug, welches ich in die Hand nahm, eine Säge mit unserem Namen und mit unserem Fabrikzeichen war, die ~edenfalls mein Lager in Moskau pa~giert hatte. Das zweite Werkzeug, welches ich mir ansah, war von der Firma Hermann Böker in Remscheid. Als ich dem Bauern da~ erzählte, meinte er ganz naiv, dann könne ich ihm wohl mal neue Sachen schicken, wenn ich wieder in Mo~kau sei; was ich auch ~icher getan hätte, wenn sich ~emal~ wieder die Möglichkeit dazu ergeben hätte. Außer der 6ehr ruhigen und einfachen Frau waren noch eine halberwachsene Tochter und zwei

kleinere Kinder im Hause.

Die Jugend wohnte uns gerade gegenüber bei dem Bruder unsere~ Haußwirte6. Fast alle Bauern de6 Dorfe6 hatten Deutsche bei 6ich aufgenommen und freuten ~ich~ dadurch eine Nebeneinnahme zu haben, die sie wahrlich gut gebrauchen konnten. Die~enigen, die au6 irgendeinem Grunde keine Einquartierung bekommen hatten, waren den Deutschen nicht gewogen, obgleich es doch gar nicht von denen abgehangen hatte, ob sie Leute aufnehmen wollten oder konnten.

Die au~ Tot~ma verschickten Deutschen waren nun auf fünf verschiedene Dörfer verteilt, die mehrere Kilometer voneinander entfernt lagen. Der Verkehr zwi6chen den Dörfern war uns aber nicht freigegeben. Wollten wir einmal ~emanden in einem anderen Dorf be6uchen~ so durfte die6 nur unter Begleitung eines Polizisten geschehen. ~8 wurde auch streng darauf geachtet, daB wir zu nicht mehr als drei Personen auf der Dorf~tra6e gingen. Zuwiderhandelnde flogen unweigerlich ins Gefängnis. Eine zeitlang durften wir 60gar nicht einmal auf dem Hof unseres Hau~e~, der garnicht mal an der Dorf6tra6e lag~ zu mehr al~ zu dreien spazieren gehen. Der Dorfgewaltige, ein roher, gemeiner Kerl, ~uchte uns zu schikanieren, wo und wie er konnte. ~ein Vorgesetzter in Tot~ma wagte gar nicht~ 6charf gegen ihn vorzugehen, weil er angeblich gute Freunde oder eine gute Freundin in der Regierung in Wologda hatte.

84 Mit der Beschaffung der Lebensmittel sah e6 schlecht aus~ Brot bekamen wir von anderen Deutschen, die dies in guter Qualität selbst buken; Fleisch und Eier gab es am Anfang ~berhaupt nicht, aber bald kamen doch Bauern aus den benachbarten Dörfern, die uns besonders gern Eier, aber auch Geflügel und Wild, verkauften. Zucker war kaum zu haben und wurde nur in kleinen ~engen von ein bis zwei Pfund abgegeben, auch scharf kontrolliert, da6 nicht eine Familie zu viel, die andere vielleicht gar nichts bekam. Wenn ich mal zwei Pfund Zucker geholt hatte, und am nächsten Tage woll~en meine Töchter ein oder zwei Pfund haben, so gab es die nicht, weil die Leute genau wußten, da6 wir zusammen gehörten.

Mit der Post sah es sehr böse aus, denn alle fünf Dörfer hatten zusammen nur ein Postamt, und dies lag ausgerechnet in dem Dorf, welches keine Deutschen in Quartier hatte. Alle abzusendenden Briefe müssen dem Dorfgewaltigen zur Zensur vorgelegt werden, obgleich der Kerl kaum richtig russisch sprechen und schreiben kann und von deutsch keine Ahnung hat und deshalb alle in deutscher Sprache abgefaßten Korrespondenzen nach Tot~ma oder Wologda senden muß. Deswegen ~erlangte er dann auch von den Deutschen, da~ sie nur russische Briefe schreiben sollten, ob~chon die wenigsten das konnten. Mitte Oktober hatte ich die ganz gro~e Freude, einen Brief von meiner Schwester Elisabeth aus Deutschland zu bekommen, der schon im August geschrieben worden war~ und den uns mein Freund Lasch mit einigen begleitenden Zeilen nachschickte. Von mir hatten meine Geschwister anscheinend keine direkten Nachrichten erhalten, und mag der Himmel wissen, wo meine Briefe hängengeblieben sind.

Wegen der Schikanen unseres Dorfpolizisten hatten wir uns telegrafisch an den Landrat in Tot~ma gewandt, doch wurde diese~ Telegramm nicht befördert. E~ gelang uns auf andere Weise, dem Mann unsere Beschwerden zukommen zu lassen, woraufhin er dann selbst ins Dorf kam, unsere Beschwerden anhörte und f~r Abhilfe sorgte, soweit dies in seiner Macht stand. War er wieder weg, tat der Dorfgewaltige doch wieder, was

er wollte.

Für unser Dorf war dann der Polizist geschickt worden, der uns schon in ~ot~ma unter seiner speziellen Aufsicht hatte; ein sehr ordentlicher und anständiger Mensch, dessen Anordnungen man gern nachkam, da sie frei von al~en Schikanen waren. ~o gab er uns auch regelmäßig die ~rlaubni~, in eins der anderen Dörfer zu gehen, wenn wir darum baten, und das kam fast täglich vor, weil die einzige Bude, in der man etwas Gutes kaufen konnte, in einem benachbarten Dorf lag. Dabei war der Mann ganz unbestechlich. So anständig dieser Polizist war, so gemein war der für die anderen Dörfer bestimmte, und die dortigen Deutschen hatten unter dessen Schikanen viel zu leiden.

Als eine Annehmlichkeit unserer Wohnung muß ich noch erwähnen, daß sie nach Süden lag, und wir dad~rch viel Sonne und Wärme hatten und überhaupt über die Wärme des Quartiers bis dahin nicht klagen konnten. Der Preis, incl. Holz und Wasser, betrug Rbl. 17,50 im Monat. Das Wasser war sehr schlecht; Farbe gelb, wie alter Rheinwein; schade, daß es keiner war. Auch mit der Lüftung sah es schlecht aus. Obschon sich in jedem Zimmer eine kleine Luftscheibe befand, wurde die Temperatur durch Küchenofen, Samowar und Petroleumlampen, besonders abends, sehr hoch und die Luft war kaum zu atmen. Wenn wir dann notgedrungen die Tür öffneten genossen wir die Luft aus dem direkt neben bzw. unter uns liegenden Kuhstall aus erster E~and. An eine einigermaßen regelmäßige Beschäftigung, wie das in Totjma noch möglich war, war nicht zu denken7 da wir im Platz zu beschränkt waren, und dazu meist auch noch einige der aungen Leute bei uns saßen. Robert bekam regelmäßig Stunden: bei Külow in Deutsch, bei Willy Rabeneck in Russisch, bei Otto Physik und bei Fritz Loos Mathematik.

85 Arzt und Apotheke gab es in allen die~en fünf Dörfern nicht; nur eine ~eldscherin, die die gebräuchlichsten Elausmittel vorrätig hatteO

Der Winter setzte scillon recht früh ein, und die Schifffahrt wurde schon Mitte Oktober geschlossen. ~ebensmittel, besonders Butter und Zucker, wurden knapp und teuer. Am 3. November bekamen wir eine aus sechs großen Paketen bestehende Sendung aus Moskau, die viele Konserven, Konfekt etc. etc. enthielt und natürlich mit größter ~reude aufgenommen wurde. Absender waren natürlich Rabenecks, von denen besonders meine Schwägerin ~lse rührend besorgt war, uns das Leben nach Möglichkeit zu erleichtern. Alle Pakete wurden beim Yolizeimeister geöffnet, und ich konnte selbige erst in ~mpfang nehmen, nachdem vorher ein Protokoll über den Inhalt der Pakete und die Absender aufgenommen und unterschrieben worden war.

Am 4. November erhielt ich einen Brief der amerikanischen Botschaft aus Petersburg, worin sie um Aufklärung bat, weshalb ich von der mir erteilten Erlaubnis, nach Deutschland zu reisen, keinen Gebrauch gemacht habe. Ich habe ihr natürlich sofort die nötige Aufklärung gegeben. Ob diese meine Aufklärung aber je ihr Ziel erreicht hat, weiß ich nicht, denn zunächst mußte unser Dorft~rann seine ~inwilligung geben, daß der Brief an den Landrat in Totjma gehen durfte, der ihn dann nach Petersburg in die Zensur schickte; und diese konnte ihn dann an die Botschaft weitergeben.

Die Versorgung der E~ilfsbedürftigen mit Geld bereitete uns große Sorgen. Das Geld kam von der Botschaft nur in kleinen Posten bei uns an, u.a. waren am 18. Dezember

die Gelder noch nicht eingetroffen, die am 23. Oktober telegrafisch überwiesen worden waren.

Das Wetter war sehr wechselnd. Während wir an einem Tage 15 - 20 Grad bei absolut windstillem Wetter hatten, war es am nächsten Tage nur null Grad bei heftigem Wind. An einem der starken Frosttage hatte ich mir auch die Nase gründlich erfroren - so daß ich vier Tage Hausarrest hatte. Glücklicherweise bekamen wir ab Mitte Dezember wieder genügend Eier, Butter und auch Fleisch - letzteres in Form einer ganzen Kuh, die von Fachleuten, in unserem Fall von zwei Elsässer Köchen, geschlachtet und zerlegt wurde. Jeden Tag wurde dann soviel davon abgeschnitten, wie nötig war. Bei dem scharfen Frost war kein Verderben zu befürchten.

86 Am 17. Dezember wurden wieder etwa zwanzig Deutsche nach Totjma beordert, um sich auf ihre Dienstfähigkeit untersuchen zu lassen. Sie kehrten nach einigen Tagen zurück, ohne zu wissen, wie das Resultat war. Am 18. Dezember bekam auch ich die Aufforderung, mich am 23. Dezember, morgens um neun Uhr, zwecks abermaliger Untersuchung hinsichtlich meiner Diensttauglichkeit in Totjma zu stellen. Ich mußte also am Tage vorher hinfahren, da ich mich im Fall einer Absage dieser Untersuchung schriftlich verpflichten mußte, alle meine Bemühungen wegen einer Ausreise ins Ausland als null und nichtig zu betrachten. Diese Spritztour nach Totjma wird mir aber doch noch lange im Gedächtnis bleiben. Bei einer Temperatur von fast fünfunddreißig Grad Reaumur machte ich mich auf den Weg. Unser Hauswirt brachte mich in einem offenen Schlitten, mit zwei Pferden lang bespannt, in zehn Stunden hin. Obgleich eingehüllt in Pelze, wollene Sportmütze und Pelzmütze darüber, zwei Paar Handschuhen, langen Filzstiefeln, bedeckt mit einer dicken wollenen Decke und einem Plaid, mit einem großen Kissen im Rücken, war die Fahrt bitter kalt, und dauerte es auch gar nicht lange, und ich hatte mir wieder die Nase erfroren. Als vorzügliches Mittel gegen kalte Füße erwies sich das Einwickeln derselben in Zeitungspapier. Wir fuhren um stark acht Uhr morgens los und passierten auf der ersten Strecke einen etwa zehn Kilometer langen herrlichen Tannenwald, der bei aufgehender Sonne ein Bild bot - wie ich mich nicht erinnere, je eins gesehen zu haben. Unterwegs machten wir eine Pause von zweieinhalb Stunden, in der ich mir den Samowar aufstellen ließ und meine mitgenommenen Butterbrote aß, die aber zunächst mal aufgetaut werden mußten. Abends, gegen sechs Uhr, traf ich in Totjma ein, für die Kinder ganz unerwartet, da mein Brief, mit dem ich mich angemeldet hatte, erst am nächsten Tage eintraf.

Der Gang der am folgenden Tage durchgeführten Untersuchung verdient genau festgehalten zu werden: Ich war auf neun Uhr morgens bestellt. Nachdem ich mich schon am Abend vorher bei der Polizei angemeldet hatte, trat ich pünktlich um neun Uhr an, um mir sagen zu lassen, daß vor elf Uhr ebenfalls niemand zur Untersuchung vorgelassen würde. Nachdem ich dann wieder von elf Uhr bis viertel vor zwölf Uhr gewartet hatte, wurde ich auf halb eins bestellt, um dann wieder bis halb zwei zu warten. Die ganze Untersuchung war dann in wenigen Sekunden erledigt, ich brauchte mich nicht einmal zu entkleiden; auch wurden gar keine Fragen an mich gestellt. Aber das Resultat erhielt ich auch gar keine Auskunft. Der Befund wird aber gelautet haben wie bei allen anderen Untersuchten: tauglich zum Dienst mit der Waffe. Man sollte und wollte uns eben nicht frei lassen.

Vom Landrat bekam ich dann aber die Erlaubnis, auch die folgende Nacht noch bei meinen Kindern zu verbringen, so daß ich erst am nächsten Morgen, dem 24.



Dezember, wieder ins Dorf zurückfuhr, wobei die Temperatur noch um einige Grade kälter geworden war. Bis Neujahr hielt die Kälte an, hatten wir doch Temperaturen bis minus 37 Grad Reaumur, und als wir zum 1. Januar nur noch 12 - 15 Grad hatten, kam uns diese Temperatur fast wie Tauwetter vor.

Die Weihnachtstage hatten wir sehr angenehm verbracht. Unsere Moskauer Verwandten hatten uns wieder sehr verwöhnt, unser Dorftyrann aber eine neue Verordnung erlassen, nach welcher kein Deutscher ein 'l'aschenmesser haben dürfe. Er hatte auch befohlen, angeblich auf Befehl des Gouverneurs, da~ die Deutschen keinen Weihnachtsbaum haben dürften, was aber auch nicht stimmte, denn in Totjma hatte man keinen entsprechenden Befehl erlassen und deshalb Gustav und Familie das Weihnachtsfest auch mit einem Baum gefeiert. Also lag der Gedanke nahe, daß der Mensch mal wieder eigene Verfügungen erlassen hatte. Auch hatte er befohlen, da~ bei den Deutschen keine Musik mehr gestattet sein solle, also auch nicht in den Häusern. Dabei bestanden die uns zur Verfü~ung stehenden Instrumente in einigen ~itarren, **Balalaikas** und vielleicht einigen ~armonikas. Nach einigen Tagen ließ er uns dann wissen, daß er der Familie Hil~er die Musik doch gestatten wolle. Wahrscheinlich hatte er Angst bekommen, daß wir uns wieder bei seiner vorgesetzten Behörde beschweren würden.

87 Der ~anze Januar war ~anz ungewöhnlich milde, fiel die Temperatur doch selten unter drei Grad, was aber durchaus nicht zur Besserun~ der Gesundheitsverhältnisse führte; so hatte auch mein Sohn Otto mit einer bösen Angina zu tun. Zwei Töchter der Putzfrau der jungen Leute starben an Scharlach. Die Feldscherin war in Urlaub, und der Arzt wohnte vierzig Kilometer vom Dorf entfernt. Somit konnte keine rechtzeitige Hilfe zur Stelle sein, auch keine Desinfektion der Wohnung vor~enommen werden. Glücklicherweise kamen aber keine weiteren ~älle von Scharlach vor.

Der Ortsgewaltige hatte verboten, da~ mehr als drei Personen bei der ~eerdigung zugegen sein dürften, während der Landrat in Totjma, auf unsere ~itte hin, deren vierundzwanzig zugestanden hat. Reden durften keine gehalten werden; im Fall der ~bertretung würden die Nagaiki (Peitschen) in Kraft treten. Große Schwierigkeiten machte das Beschaffen eines Sarges, da uns die Bevölkerung für diesen Zweck keine ~retter verkaufen wollte. Schließlich gelan~ es aber doch, die Sache zu ordnen. Der orthodoxe Geistliche kam der Leiche entgegen und verrichtete unterwegs einige Gebete, ging aber nicht bis zum Grabe mit, wo dann einer der Deutschen ein Gebet verlas.

Unser Tyrann hatte auch verboten, daß die Internierten einen Spazierstock benutzen. Da ich aber meiner Füße halber au~ einen Stock angewiesen bin, habe ich an meinen Moskauer Arzt geschrieben, mir dies amtlich zu bestätigen, was dieser auch prompt tat. Anfangs wollte der Kerl das Zeugnis nicht anerkennen, tat es aber schließlich doch.

~it der Post sah es sehr faul aus. Alle abgehenden Briefe mu~ten dem 'Pristaw' zur Zensur vorgelegt werden, und da dieser oft abwesend war, blieben die Postsachen oft lange liegen. Die ankommende ~'ost bekamen wir aber ziemlich rasch ausgehändigt. Allerdings fehlen schon seit vielen Wochen alle Briefe aus der neutralen Schweiz von meiner Schwagerin Jenny Loos und natürlich auch solche von meinen Geschwistern in Deutschland. Bis zum 10. Februar war noch kein Brief aus Moskau oder aus dem Ausland angekommen, als Antwort auf die Anzeige von Ellas VerlobungO

~rst als ich Mitte März meine 'l'agebucheintragungen nochmals durchlas, sah ich zu meiner größten ~erwunderung, daß Ich Ellas Verlobung ~ar nicht erwähnt hatte, was mir von seiten Ellas große ~ntrüstung, von seiten der anderen schallendes Gelächter eintrug. Das ~unge Paar genießt sein Zusammensein sehr, ist doch der Bräutigam den ganzen Tag bei uns, mittwochs und sonntags auch zu den Mahlzeiten.

Vormittags ~bersetzungen interessanter Artikel aus russischen Zeitungen, nachmittags Skat, das wiederhol~ sich so ~eden Tag, unterbrochen von einem Spaziergang vor Tisch und dann wieder von drei bis vier Uhr. Ich las auch viel russische und deutsche klassische Literatur wie Goethe, Schiller, Shakespeare usw., dann aber auch den russischen Schriftsteller Tschirikow, der mich an manche Stunde meines Aufenthalts im Transportgefängnis erinnerte.

88 Unsere junge Gesellschaft von gegenüber hatte gro~en Kummer, als ihre Putzfrau bei der schweren Erkrankung ihrer T'öchter sofort den Dienst verlassen mu~te, doch besor~tenun ein früherer Schiffssteward das Kochen und AufräumenO Otto und der Bräutigam von Ella waren darum eingekommen, nach Totjma fahren zu dürfen, um ihre Zähne behandeln zu lassen. Ende März 1916 war eine Erlaubnis aber noch nicht eingetroffen, und es schien der hiesige Polizeimeister an selbi~er auch zu zweifeln. ~s kam dann auch ein Arzt, der dann auch noch eine nachträgliche Desinfektion der Wohnungen veranlaßte, in denen Kranke gelegen hatten.

Unser Dorftyrann hatte den ~auern der Dörfer auch gesagt, daß sie auf die Deutschen schießen dürften, wenn sie sich mal aus dem Dorf entfernen sollten. Da dieser Streich unserem Landrat auch zu Ohren gekommen war, erschien er eines schönen Tages im Dorf, um den Leuten klar zu machen, daß das alles Unsinn sei, und sich niemand unterstehen solle, solchen Anordnungen des Kerls nachzukommenO Im April 1916 kam es zum ersten Mal vor, daB meine Frau und ich von durchziehenden Landwehrleuten, denen wir auf unserem täglichen Spaziergang begegneten, belästigt wurden.

Der April brachte uns schönes, warmes Wetter, so daß es an einigen Tagen sogar heiß war. Trotz allem sind die Wege immer noch unter aller Kritik, so daß es noch am 1. Mai passieren konnte, daB ein Pferd auf dem sogenannten Posttrakt bls an den Bauch im Schlamm versank, und der Wagen erst entleert werden mußte, bevor man das Pferd aus dem Dreck herausziehen konnte. Ostern waren wir natürlich den ganzen Tag zusammen; den Tag zuvor waren meine Frau und die Töchter mit Zubereitung der Osterspeisen, Kulitsch und Pas'cha, sowie dem Färben von Eiern beschäftigt.

Im Lauf des Monats Mai war das Wetter sehr verschieden, bald Regen und Schnee, bald direkt heiß. Eines schönen Tages bekam mein l~effe Loos einen Verweis von unserem 'ryrannen, weil er ohne Rock auf die StraRe gegangen ~ei; dabei war er in einem feinen Sporthemd mit Ledergürtelll Aber was kann man von solch einem halbwillden Kerl schon erwarten.

Im Juni mußte ich wieder einmal nach ~otjma, um mich auf Dienstauglichkeit untersuchen zu lassen. Das ist nun tatsächlich das vierte Mal. Wir fuhren schon um halb sechs Uhr morgens zur Dampferanle~estelle, mußten dort aber bis zehn Uhr auf den Dampfer warten. Zufällig war unser Kerl auch da und fuhr mich gleich an, wie ich mich unterstehen könne, das Dorf zu verlassen. Von dem Befehl, nach q'otama zu

kommen, schien er nichts zu wissen. Aber auch meinen Bauer, der mich mit seinen Pferden zur Anlegestelle gebracht hatte, fuhr er an mit der Drohung, ihn schwer zu bestrafen, weil er mich ohne seine Erlaubnis gefahren habe. Aber bei dem Mann kam er schlecht an! Der sagte ihm die Meinung, die geradezu herzerquickend war.

Das Resultat der Untersuchung in Totjma wurde mir natürlich wieder nicht mitgeteilt. Ich mußte den Dolmetscher machen bei den vielen Leuten, die gar kein russisch konnten und hörte dabei, wie einer der Besitzer seinem Unwillen sehr drastisch Ausdruck verlieh, man sich doch eigentlich schämen müsse, alte gebrechliche Leute von z.T. über achtzig Jahren noch für diensttauglich zu erklären. Der gute Mann hatte anscheinend nicht daran gedacht, daß ich jedes seiner Worte verstand.

89 Auf dem Dampfer traf ich einen mir von Moskau her dem Ansehen nach bekannten Herrn, mit dem ich bald ins Gespräch kam, da wir viele Berührungspunkte und gemeinsame Bekannte hatten. Der war ganz entrüstet darüber, wie die russische Regierung mit den Deutschen umging, die doch gewiß keinen Anlaß zum Kriege gegeben hätten. Er selbst unterstütze ganz regelmäßig eine ganze Anzahl seiner alten deutschen Bekannten.

Am Himmelfahrtstage kam mittags die Braut von Willy Rabeneck, ein Fräulein Berent aus Moskau, nach einer schlechten Reise bei uns an. Obwohl im Zuge wie auf dem Dampfer war es sehr voll gewesen, so daß sie nur einen Platz III. Klasse bekommen konnten. Am nächsten Tage waren wir alle mittags und abends bei den jungen Leuten versammelt, um Willy Rabenecks Verlobung zu feiern. Und am 3. Juni bekamen wir die Nachricht von der Geburt eines Töchterchens bei Gustav und Manja. Ich kaufte mir eindreiviertel Arschin (1 Arschin = 71,1cm) Hosenstoff, den ich mit Rbl. 10,-- per Arschin bezahlen mußte. Dabei ist es keine reine Wolle, sondern in der Hauptsache Baumwolle. Ein ähnlicher Stoff kostete im Winter noch Rbl. 3,50 per Arschin, und das galt schon als teuer. Der Schneider wollte mir innerhalb von zehn Tagen eine Hose aus dem gekauften Stoff für Rbl. 3,-- bauen.

Der Sommer brachte uns eine sehr unangenehme Fliegen-, Bremsen- und Wespenplage, gegen die sich aber auch gar nichts tun ließ. Anfang Juli versuchten drei Deutsche zu fliehen. Einem von ihnen ist die Flucht gelungen. Er hat meinen Bruder in Remscheid besucht, nachdem er sich bis Schweden als taubstummer Idiot durchgeschlagen hatte. Was aus den anderen geworden ist weiß ich nicht. Otto fuhr am 1. Juli nach Totjma, nachdem er die Erlaubnis erhalten hatte, sich einen Monat zur Behandlung seiner Zähne dorthin zu begeben.

Im August versuchten wieder drei Deutsche zu fliehen, waren aber am Nachmittag schon wieder eingefangen und **kamen dann** für einige Monate ins Gefängnis. An einem Nachmittag waren wir alle zu Alfred Meinerts Geburtstag bei den Leuten, und Mama bekam ihre Papiere für die beantragte Reise nach Totjma, wo sie sich von einer Zahnärztin behandeln ließ. Sie konnte natürlich bei Gustav wohnen. Ich hatte gute Nachrichten von meinem Schwager Ludwig, von Jenny Loos und meinem Prokuristen Böck.

Anfang September machten sich bei uns im Dorfe die Wölfe schon sehr bemerkbar; auch zeigten sich schon Bären, was die Bauern manches Stück Vieh kostete. Ich bekam auch einen Brief von der amerikanischen Botschaft, worin sie mir **mitteilte, daß**

sie ununterbrochen bemüht sei, mich freizubekommen und mich sobald wie tunlich von dem Resultat ihrer Bemühungen unterrichten würde.

Ende September deutschen Stils hatten wir schon starken Schneefall und Frost mit guter Schlittenbahn. Das Winterwetter hielt aber nicht lange an. Anscheinend aus Mache wegen meiner Beschwerde über die verspätete Auslieferung der Pakete wurden eine zeitlang Zeitungen und Briefe gar nicht mehr an uns ausgeliefert. Obwohl wir wußten, daß Briefe abgesandt waren, bekamen wir keine. Später hatten wir dann auch aus absolut sicherer Quelle erfahren, daß unser Tyrann sich damit im Dorf gebrüstet habe, daß er uns keine Briefe aushändige und auch die von uns geschriebenen nicht abfertige. Die Leute im Dorfe, die das wohl wußten, wagten aber nicht, etwas dagegen zu tun.

90 Deutsche Weihnachten mußten wir ohne Baum feiern, was uns aber nicht hinderte, das ganze Zimmer mit Kerzen und Tannen zu schmücken. Reiche Sendungen aus Moskau verschönten das Fest sehr. Am 1. Januar kam dann die offizielle Erlaubnis, doch einen Weihnachtsbaum schmücken zu dürfen, was wir dann auch am 6. Januar taten. Am 31. Dezember nachmittags war die Jugend bei uns, den Jahrestag von Ellas Verlobung zu feiern.

Am 8. Januar 1917 feierten wir meinen 6. Geburtstag, wozu die jungen Leute natürlich zu uns kamen. Aber auch das halbe Dorf hatte sich bei uns eingefunden, um sich unseren Weihnachtsbaum anzusehen. Am 27. Januar feierten wir den Geburtstag des Deutschen Kaisers. Der Januar war gesundheitlich sehr schlecht bei uns; außer mir haben wohl alle gelitten. Trotz hoher Temperaturen gingen die Erkältungen meist rasch vorüber.

Im Februar dieses Jahres brach dann bekanntlich die russische Revolution aus. Aus mir nicht mehr erklärlichen Gründen brach mein während der Internierung geführtes Tagebuch am 13. Februar 1917 ab; ich vermute, weil ich keine Hefte oder sogar kein Papier mehr im Dorf bekommen konnte. Ich habe dann später, im November 1928, in Düsseldorf versucht, aus dem Gedächtnis aufzuzeichnen, was sich weiter ereignet hat.

Die Revolution in Rußland machte sich natürlich auch bei uns gleich bemerkbar, indem die Polizei verschwand, und die Verwaltung des Dorfes von den Bauern übernommen wurde, wodurch wir sofort viele Erleichterungen bekamen. Alle Polizisten wurden sofort eingezogen und an die Front oder in die Steppe abgeschoben. Wie wir schon bald erfuhren, war unserem Freund ein besonders liebevoller Empfang bereitet worden, indem man ihn zu den unangenehmsten und schmutzigsten Arbeiten in der Kaserne kommandierte. Der zu unserer persönlichen Aufsicht kommandiert gewesene Polizist, der sich immer höchst anständig uns gegenüber benommen hatte, war auch bei der Truppe gut aufgenommen worden, kehrte sogar nach einigen Monaten gesund und munter wieder heim, um sich dann natürlich nur noch seiner Arbeit auf dem Felde zu widmen. Während seiner Abwesenheit mußten meine Töchter die Briefe seiner Frau an ihn schreiben, da sie nicht schreiben konnte. Übrigens hatten das meine Töchter auch während der ganzen Zeit für die Bäuerinnen getan, die ja durchweg weder lesen noch schreiben konnten. Als unser Tyrann das eines Tages verbieten wollte, gab es bösen Krach mit den Weibern, die ihren Willen durchsetzten. Es mußten unglaublich viele Männer aus der Gegend in deutsche Gefangenschaft geraten sein.

Der Obmann der von den Bauern gebildeten 'Milizei' - das Wort Polizei war natürlich als besonders verhaßt bei den Russen sofort abgeschafft worden - faßte sein Amt recht originell auf: eine seiner ersten Verfügungen bestand darin, daß er den Bauern verbot, den Deutschen Vieh oder Fleisch zu verkaufen, was ihn aber nicht hinderte, uns am Abend desselben Tages, an dem er diesen Ukas erlassen hatte, soviel Fleisch anzubieten, wie wir nur haben wollten; natürlich aus seinem Viehbestand. Die Deutschen nahmen dieses Anerbieten aus sehr triftigen Gründen natürlich gern an. Der gute Mann war überhaupt für einen beschwerten Händedruck sehr empfänglich. Wir genossen nun viele Freiheiten, die wir all die Jahre hindurch nicht hatten genießen können. Wir durften wir jetzt auch nach Belieben in die anderen Dörfer gehen.

91 Aus dem Sommer 1917 sind mir sonst keine besonderen Begebenheiten im Gedächtnis geblieben. Meine Schwiegertochter Manja bekam schon bald die Erlaubnis, mit ihren Kindern nach Moskau zurückzukehren, während ihr Mann noch in Totjma bleiben mußte, wo ihn vor wie nach unsere alte Marja betreute, die schon seit 1885 in unseren Diensten war. Sie reiste auch, als die Dampfer noch von Totjma nach Wologda gingen.

Gleich nach ihrer Ankunft in Moskau begann meine Schwiegertochter ihre Bemühungen, auch uns aus der Internierung zu befreien, und zwar für ihren in Totjma lebenden Mann und für mich mit meiner Frau und unseren Töchtern. Durch sie hatten wir erfahren, daß die Mitteilung betr. unserer Entlassung an die örtliche 'Polizei' weitergegeben sei, doch erhielten wir nichts von dieser. Eines schönen Tages begegnete uns der Bote, der die Post für die örtliche Verwaltung abholte. Als wir diesen fragten, ob er denn gar nichts für uns bei sich habe, zog er in aller Gemütsruhe aus seinem Stiefelschaft ein Telegramm an mich hervor, welches der Bengel schon einige Tage mit sich herumgetragen hatte, ohne sich genötigt zu sehen, uns dasselbe auch abzugeben. Dieses Telegramm sagte uns, daß wir das Dorf sofort verlassen dürften, und machten wir uns natürlich auch schleunigst an die Vorarbeiten unserer Abreise. Diejenigen Sachen, die unsere Söhne nicht gebrauchen konnten, kauften die Bauern nur zu gern, denn so billig kamen sie doch nie an gute, brauchbare Haushaltungsgegenstände.

Für unsere Fahrt Anfang Januar zur nächsten Eisenbahnstation, und das war Wologda, machten wir ab, die Strecke von rund 150km per Etappe zurückzulegen. d.h. je 20 - 25km mit denselben Pferden. Gustav war aus Totjma schon zu uns gekommen. Wir hatten also drei Schlitten nötig: einen für meine Frau und mich, den zweiten für den Sohn und die beiden Töchter und den dritten für unser Gepäck. Jeder Schlitten wurde mit zwei Pferden lang bespannt, und übernahm unser Hauswirt die erste Etappe mit der Verpflichtung, an der ersten Haltestelle für neue Pferde und Schlitten für die weitere Etappe zu sorgen. Dieser Modus bewährte sich tadellos. Wir waren am 5. Januar 1918 um neun Uhr morgens abgefahren und kamen gegen Mittag des nächsten Tages in Wologda an.

Der Schlitten für meine Frau und mich trug ein Verdeck, während die anderen Schlitten ganz offen waren. Als wir so am frühen Morgen losfuhren, winkten uns sowohl unsere Landsleute als auch alle die uns ja bekannten Russen zu, uns glückliche Heimkehr wünschend. Wir hatten die schöne Temperatur von minus 35 Grad Reaumur, doch fiel sie nachts auf 40 Grad. An den einzelnen Haltestellen wurde natürlich immer zuerst der Samowar aufgestellt, da man sich selbstredend mal gründlich durchwärmen mußte. **Die mitgenommenen** Butterbrote mußten natürlich erst aufgetaut werden, denn zu essen gab es bei den Bauern nirgendwo. Einmal haben wir im Walde fast zwei Stunden halten müssen, weil eins der Pferde sich als untauglich erwies, und ein anderes aus dem Dorf

geholt werden mußte. --in anderes Mal haben wir auch mit denselben Pferden gleich zwei Etappen von zusammen 40km zurückgelegt, weil der Fahrer in dem für ihn bestimmten Dorf nicht anhalten wollte, weil dort vor einigen Tagen ein Schlitten überfallen worden ware. Für die letzte Strecke vor Wologda bekamen wir aber gar keinen gedeckten Schlitten. Dabei hatten wir auf diesem Weg ~ar keinen Wald, und es wehte ein ungemein heftiger Wind; also unangenehm in ~jeder Beziehung.

92 Für unsere Kleidung, d.h. Ausrüstung mit Pelzen, hatte die Frau eines verhältnismäßig wohlhabenden Bauern in rührender Weise gesorgt, indem sie uns prachtvolle Pelze ihrer ganzen Familie zur Verfügung stellte, wofür wir ihr doch gar keine Sicherheit bieten konnten. Sie bat lediglich darum, die Pelze in Wologda beim schwedischen Konsul oder in einem bestimmten Hotel abzugeben, wo sie sie bei Gelegenheit abholen würde. Die Frau war die Inhaberin der größten Bude in den Dörfern und hatte uns in den Jahren der Internierung gut kennengelernt. Aber solch ein Vertrauen war doch rührend. Sie hat aber auch alle Sachen wiedererhalten. Zum besonderen Schutz gegen die Kälte hatten wir uns in Zeitungspapier eingewickelt, was ~jedenfalls der beste Schutz war.

In Wologda fuhren wir gleich in das beste Hotel der Stadt, welches jetzt auch gar keine Schwierigkeiten wegen der Aufnahme machte, und stärkten uns durch ein vernünftiges Mittagessen und nachfol~endem ~litta~sschlaf. Dann ~ing mein Sohn Gustav zur Eisenbahnstation, um sich nach den eventuell nach Moskau gehenden Zügen zu erkundigen. Und wie er den ganzen ersten ~eil unserer Reise so vorzü~lich arrangiert hatte, so gelang ihm auch dieser 'l'eil. Abends fuhr ein Zug, für den wir für Geld und gute Worte - ersteres war besonders nötig - Fahrkarten erhielten. Damit hatten wir bber noch keine ~lätze. Abends fuhren wir zeitig zum Bahnhof, warteten dort aber nicht auf den vorfahrenden Zug, sondern gingen unter Führung eines dafür **gewonnenen Beamten sofort** in den auf einem toten Gleis stehenden Zug und richteten uns bestmöglichst in einem Abteil erster Klasse ein. Wie gut wir daran getan hatten, sollten wir später sehen, als der Zug an die Station gebracht worden war. Da war der Andrang ein derartiger, daB wir sicher keinen Platz mehr bekommen hätten, denn von besonderer Ordnung war da schon nicht mehr die ~ede. Natürlich blieben auch wir nicht allein: einige Offiziere und eine Dame bilde~ten unsere Gesellschaft.

Abends um zehn Uhr fuhren wir dann ab. Die Fahrt nach Moskau ging ohne Zwischenfall vor sich, und kamen wir am 7. Januar 1918 wohlbehalten dort an. Am Bahnhof empfing uns ein Angestellter von Rabenecks mit Schlitten und P~erden und brachte uns gleich in die Wohnung meines Schwagers ~duard Rabeneck, wo wir auch Schwa~er Ludwig und dessen ~rau antrafen. Gustav fuhr vom Bahnhof natürlich gleich ins Haus seiner Schwiegereltern, wo seine Frau und Kinder ja schon einige Monate weilten. Unterkunft fanden wir in der Wohnung unseres Neffen Nikolai Rabeneck, der mit seiner uns nochunbekannten jungen Frau im Kaukasus weilte. Auf demselben Hof wohnte auch ein Ehepaar Decker, er ein Engländer, sie die ~ochter eines mir seit Jahren bekannten bedeutenden Moskauer Kaufmanns. Dieses ~hepaar nahm sich unser in der denkbar liebenswürdigsten Weise an, wie überhaupt von irgendwelcher Animosität seitens der Russen uns gegenüber k~ine Rede sein konnte. Einen sehr kühlen Empfang fand ich nur bei einem früheren Reichsdeutschen, der aus geschäftlichen Rücksichten schon vor Jahren russischer Untertan geworden war. Aber solche Leute hat es bekanntlich immer und überall gegebenO

Seitens meiner alten russischen Gesch~iftsfreunde fand ich durchweg die allerbeste

~ufnahme. Man war natürlich überall mit den Bolschewiken äußerst unzufrieden, rechnete aber fest damit, daß spätestens bis zum Herbst wieder alles in Ordnung sein würde. ~on einer großen Firma erhielt ich so~ar sämtliche Unterlagen für ein großes Holzunternehmen im Kaukasus, wofür ich schon jetzt in Deutschland die nötigen Angebote für Maschinerien etc. einholen sollte, um später, nach meiner Rückkehr aus Deutschland, damit keine Zeit mehr zu verlieren.

93 Schon bald nach unserer Ankunft in Moskau mußten wir die Wohnung unseres Neffen, der nach Moskau zurückkehrte, wieder räumen und fanden Unterkunft bei meinem Schwager Ludwig Rabeneck bis auch dieses Haus beschlagnahmt wurde, und wir dann von einem Vetter meiner ~rau, einem Holländer namens ~uack, aufgenommen wurden. Die Zustände in ~oskau verschlechterten sich von Tag zu Tag, und sah es auch ganz besonders mit der Verpflegung und der Beschaffung von Holz sehr schlecht aus.

~inen unangenehmen, aber glücklich abgelaufenen Zwischenfall erlebten wir aber doch. Eines schönen Tages erschien auf dem Hof meines Schwagers ein mit schwerbewaffneten Leuten besetztes Auto. Die Insassen desselben waren Anarchisten, scharfe Gegner der Bolschewisten, die ~men noch nicht weit genug gingen. Die Kerle verlangten die ~berlassung des Nebenhauses, in welchem eine uns seit Jahren bekannte Familie wohnte, und dieser nur einige Dachkammern überlassend. ~inem meiner Neffen gelang es aber, ein Polizeikommando telefonisch zu benachrichtigen, welches dann auch sofort mit einem stark besetzten Auto anrückte, um die Bande wieder zu vertreiben. Die Schießerei, die sich zwischen den beiden Parteien entwickelte, wurde so lebhaft, daß wir vorzogen, uns in Räume zurückzuziehen, wo wir einigermaßen sicher vor verirrten oder auch gezielten Kugeln waren. Es dauerte dann auch nicht lange, bis die ~indringlinge überwältigt, auf ein Lastauto verladen und abtransportiert waren. Uns wurde die Versicherung gegeben, daß wir die Gesellschaft nicht wiedersehen würden; sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach noch an demselben Nachmittag erschossen worden.

Das schwedische Konsulat hatte bekanntlich den Schutz der Deutschen übernommen, und mein ältester Sohn hatte sich ihm auch gleich zur Verfügung gestellt, um bei der Betreuung der deutschen Reichsangehörigen behilflich zu sein, wozu er sich durch seine gründliche Kenntnis von Land und Leuten und der russischen Sprache auch vorzüglich eignete. Das Konsulat bemühte sich eifrig, die Reichsangehörigen in ihre deutsche Heimat zurückzuführen. Die Schweden haben alles in ihren Kräften stehende getan, was wir Deutsche gar nicht dankbar genug anerkennen können. Alle Bemühungen hatten aber doch erst ab April Erfolg. Nachdem dann schon einige Züge mit Deutschen abgefertigt worden waren, wurde auch uns mitgeteilt, daß wir uns bereit halten sollten, Moskau am 22. April zu verlassen. Große Vorbereitungen waren ~a schließlich nicht zu machen. Das Wenige, das wir noch besa~en, konnte jeder als Handgepäck mitnehmen, zumal großes Gepäck auch ~ar nicht hätte untergebracht werden können.

Nun machten wir zunächst unsere vielen Abschiedsbesuche, beglückwünscht von vielen und beneidet von solchen, deren Abschiedsstunde noch nicht geschlagen hatte. Mein letzter Besuch galt einem alten guten Freunde, mit dem ich schon seit Jahren in allerbesten geschäftlicher Beziehung gestanden hatte. ~r holte zum Abschied aus dem elterlichen Keller noch eine Flasche ganz alten, herrlichen Rheinwein, der uns an diesem Sonntagvormittag auch vorzüglich schmeckte. Niemand von uns konnte ahnen,

welch schwere Jahre meinem ~reund noch bevorstanden, bevor auch er Rußland verlassen durfte.

94 Meine Bemühungen, meine in der Bank ruhenden Papiere wiederzubekommen, waren ganz vergeblich. Das Einzige, was mir gelang, war der ~utritt zu meinem Safe. Aber als ich meine Papiere auch zählen wollte, wurde mir dies sofort untersagt, und mußte ich den Raum auch sofort wieder verlassen. Unser Schmuck, ~'afel- und Tischsilber waren bei oder durch meine Schwäger in Safes, feuerunddiebessicheren Räumen, teilweise aus Sicherheitsgründen in einem städtischen Versatzamt, so ~ut und sicher wie möglich untergebracht. Wir haben fast alles ein~ebüßt. Unter diesen verlorenen Gegenständen befanden sich viele sehr wertvolle und künstlerisch schöne Sachen, die wir zur grünen und silbernen Hochzeit erhalten hatten, auch eine ~anze Anzahl hervorragend schöner Ke~elpreise. Was dann an Silbersachen noch vorhanden war, schaffte ich ins schwedische Generalkonsulat, und haben wir später diese Sachen in Düsseldorf durch die Deutsche Reichsbank wiedererhalten.

Zu ~lontag, den 22. April, neun Uhr vormittags, waren wir zu einem großen Ilause bestellt, welches als Ma~senquartier für deutsche Militar- und Zivil~efangene hergerichtet war. Es war früher da~ außerordentlich gro~artig und luxuriös **eingerrichtete** Palais eines russischen Adli~en. Hier wurden die einzelnen Transporte zusammengestellt und abgefertigt. Mein Sohn G~stav, dem von den Schweden diese Arbeit übertragen war, hatte alles vorzüglich vorbereitet. Die wenigen Unterschriften, die noch zu leisten waren, wurden prompt erledigt. Dann gab es noch ein sehr schmackhaftes und gutes Mittagessen, um dann zum Bahnhof zu gehen oder zu fahren.

Unser Zug stand auf dem Windauer Bahnhof in der Nähe der Krestoski Sastawa. ~r war von den Schweden als Sanitätszug eingerichtet, bestand aus Wa~en dritter Klasse, die aber alle als Schlafwa~en eingerichtet waren, so daß ~eder eine Bank mit Matratze und Decke zur Verfügung hatte. Der Leiter des Transports war ein schwedischer Oberst, ein sehr feiner und sympathischer Herr. ~inige Schwestern vom Roten Kreuz standen ihm zur Verfügung. Die Pa~und ~e~äckrevision seitens der russischen ~Beamten nahm mehrere Stunden in Anspruch. Am Abend setzte sich unser ~ug endlich in Bewegung~. ~urch das viele Herumstehen und Umherlaufen waren wir natürlich alle hundemüde. Alle le~ten sich sofort auf ihre Betten, froh, endlich auf dem Weg nach Deutschland zu sein.

Wer beschreibt aber unser Irstaunen, als wir am nächsten Morgen bemerkten, daß wir während der ganzen Nacht nur den Weg bis zum Brester Bahnhof in Moskau zurückgelegt hatten. Um acht Uhr morgens setzte sich der Zu~ dann wieder in Bewegung au~ der alten, so bekannten Strecke Smolensk, ~arschau, Berlin. Nach etwa zwei Stunden hatten wir den ersten Aufenthalt, gleichzeitig mit einem Zuge aus Deutschland, der den ersten deutschen Botschafter nach dem Krie~e, den Grafen Mirbach, nach Moskau brachte. Mit ihm kam auch eine Anzahl fr~her in ~oskau ansässig gewesener Herren, mit denen ich von früher her gut bekannt war.

Wenn die Züge in Rußland ja auch früher nie rasch fuhren, so ha~tte es doch unser Zu~ ganz besonders darauf abgesehen, recht lan~sam zu fahren, so daß es Donnerstag geworden war, als wir bei Or~scha die deutschen Vorposten passierten. Die Gefühle, die uns dabei beschlichen, lassen sich nicht beschreiben, sie waren gar zu packend.



95 Wir hatten den ganzen ~L'ag in ~orge geschwebt, wie es an der ~renze mit der Revision der Pässe und des Gepäcks gehen würde. Dem Auftreten unseres schwedischen Obersten gelang es aber, **alle** Schwierigkeiten zu beseitigen, und kein Insasse des Zuges wurde belästigt. Nach ganz kurzem Aufenthalt setzte sich unser Zug wieder in Bewegung, um schließlich am ~reitag mittag in Molodetschno, zwischen Minsk und Wilna, zu halten. Dort mußten wir den Zug verlassen und ein in der Nähe des Bahnhofs befindliches Barackenla~er beziehen, da wir von diesem aus nach Grodno geschickt werden sollten, um dort eine zweiundzwanzigtägige Quarantäne durchzumachen. Wir verabschiedeten uns von unsrem famosen Reisemarschall, der mir dabei ein Paket mit sehr wichtigen Papieren zurückgab, die ich ihn gebeten hatte, für mich zu verwahren. Als Gegengabe erbat er sich den letzten Jahresbericht unseres deutschen Unterstützungsvereins, der ihn sehr zu interessieren schien. Dieser Bericht hatte sich auch unter meinen Papieren befunden. Viele mich interessierende Zahlen trug ich aber außerdem noch bei mir, und zwar hatte ich dieselben auf ganz dünnes weiches ~einen mit ~intenschrift auf~eschrieben. Frau und Töchter hatten diese Lappen dann so vorzüglich zwischen Rock und Futter vernäht, daß durch Abtaste~ der Kleidung nicht der leiseste Verdacht entstehen konnte.

Das Barackenla~er bestand aus einer Anzahl ganz niedriger Schuppen mit einer q'ür an der Schmalseite. An den Längsseiten zogen sich Holzpritschen hin, an deren Kopfseiten etwas Holzwolle lag, die uns als Kopfkissen dienen sollte. Matratzen und Decken gab es nicht. In jeder Baracke lagen sechzig bis siebzig Menschen; Männlein und Weiblein bunt durcheinander.

Der Zug, der uns nach Molodetschno gebracht hatte, wurde mit zurückkehrenden russischen Gefangenen belegt. Diese Gesellschaft war zum Teil sehr rot an~ehaucht und versuchte auch, unsere ~Jeute zu beeinflussen. Doch habe ich keinen Fall bemerkt, daß dies gelungen wäre.

In unseren Baracken lagen außer uns auch noch ziemlich viele Leute, die von anderen Internierungsplätzen gekommen waren und nun auch nach der alten Heimat befördert werden sollten. Unser erster Besuch galt der Kantine, wo wir uns freuten, mal wieder eine Flasche Wein bekommen zu können, der, beiläufig bemerkt, auch recht gut war.

Am nächsten Mittag sollte dann die Reise weiter nach Grodno gehen. Ich hatte den Leiter des Zuges - seiner Uniform nach zu urteilen, ein Offiziersstellvertreter - gebeten, mir doch wenigstens vier Plätze dritter Klasse zu geben, was er auch sofort zusagte. Für vier Plätze zweiter Klasse glaubte er nicht garantieren zu können. Schließlich mußten wir alle in alten Güterwagen mit sehr schadhafte Dächern Platz nehmen. Dabei ließ sich der Mensch von jedem, der noch etwas Geld in der Tasche hatte, drei ~ark zahlen, wozu der Kerl sicher nicht berechtigt war. Wir machten es uns nach Möglichkeit auf dem Boden des Wagens bequem, denn Sitz~elegenheiten waren keine vorhanden. Als nun in der Nacht auch noch Regen einsetzte, und wir deswegen auch die Tür des Wagens schließen mußten, wurde der Aufenthalt bedenklich ungemütlich, denn das Dach des Wagens war so undicht~ daß wir unsere Schirme aufspannen mußten, um nicht ganz naß zu werden. Somit konnte auch von Schlaf keine Rede sein, zumal die Luft unglaublich schlecht wurde.

96 Am nächsten Morgen konnten wir uns in Wilna mit einer Tasse Kaffee und einigen Brötchen stärken. Dann ging es bei schönem Wetter weiter nach Grodno, wo wir dann

endlich am Sonntag, den 28. April, abends ankamen. Als Quarant~nestation war uns das sogenannte Alte Schloß angewiesen worden. Als wir nach langem Marsch oben ankamen, erwies es sich, daß zu unserem ~mpfang gar nichts vorbereitet worden war. Daß wir durch die lange Fahrt ohne Sitzgelegenheit und dann den langen Marsch durch die Stadt rechtschaffen müde waren, läßt sich denken.

Nach l~ngeren Verhandlungen mit einem Offizier gelang es endlich, zu sechzehn ~ersonen einen Raum zu bekommen, der ganz kasernenmäßig - mit je zwei übereinanderstehenden Betten und einem ~roßen Tisch - eingerichtet war und dann wenigstens mit ~euten belegt wurde, die auf die Bezeichnung Herr und Dame Anspruch erheben durften, bestand doch die große Masse unseres Transportes aus ostpreußischen Landarbeitern. Es hatte aber doch verschiedener recht deutlicher Hinweise bedurft, um den ~eutnant davon zu überzeugen, daß man uns doch nicht wie Krethi und Plethi durcheinander werfen könne. Das Benehmen uns gegenüber wurde erst e~was freundlicher, als ich am nächsten Morgen auf dem uns vorgele~ten Bo~en unter der Rubrik 'Militärverhältnis' vermerkt hatte: Oberleutnant d.L. und ferner: 2. Vorsitzender des ~ereins der deutschen ~eichsangehörigen in Moskau, dessen Protektor bekanntlich der Deutsche Kaiser war.

Als Waschgelegenheit gab es Schüsseln im 'Zimmer', die wir den Damen zur alleini~en Benutzung überließen. Wir Männer wuschen uns auf dem Hofe an einem lan~en ~'rog, durch den fortwährend kaltes Wasser lief. Die Toilettenverhältnisse in unserem Schloß waren die denkbar primitivsten, ~egen die die im Moskauer ~ransportgefängnis und so~ar die in Wologda fürstlich zu nennen waren. Es bedurfte auch hier wieder recht energischer Vorstellungen, bis Abhilfe geschaffen wurde. Am ersten Morgen nach unserer Ankunf-t wurden wir zur Entlassung in die Stadt geführt.

Frühstück und Abendessen nahmen wir in unserem Zimmer ein. Zum Mittagessen ~ingen wir aber in die Stadt hin~unter, wo wir in einem Soldatenheim sehr gut und reichlich zu essen bekamen. Eine Frau Generalin leitete das Heim, verteilte auch persönlich mittags die Portionen. ~ür ein ganz ~eringes Entgelt konnte man sich den q'eller beliebig oft füllen lassen. Zuweilen spielte während des Essens auch eine Militärkapelle, was uns natürlich besonders ~efiel.

Nach einigen 'L'a~en erkrankte meine liebe Frau plötzlich an heftigen Halsschmerzen mit hohem ~ieber. ~;in hinzugezogener jüdischer Militärarzt ~ackte die Sache aber gleich richtig an und erreichte, daß die Patientin nach einigen Tagen Bett und Zimmer wieder verlassen konnte. ~in ideales Krankenzimmer war die Kasernenstube aa schlie~lich nicht.

~leich am ersten rl'age in Grodno hatten wir unsere Verwandten in Remscheid davon in Kenntnis gesetzt, daß wir dort glücklich an~elangt seien und nach dreiwöchi~er Quarantäne nach Remscheid kommen würden. Wer beschreibt da unsere freudi~e Überraschung, als einige Tage später plötzlich unser Neffe ~lfred Hilger bei uns erschien, der als Hauptmann d~Lo in dem nicht weit von Grodno entfernten ~ialystok lag. Nachdem er ~esehen hatte, wie wir unter~bracht waren, hatte er nichts eiligeres zu tun, als zu dem Platzkommandanten zu fahren und von diesem die ~rlaubnis zu erwirken, daß wir uns in einem Hotel einquartieren konnten, natürlich unter der **Bedingung**, daß wir die vorgeschriebene Quarantänezeit aushielten. Am nächsten Tage verließen wir dann glücklich unsere Xeise- und Kasernengefährten, um zwei

~roße Zimmer im ~otel Bristol zu beziehen. Welches Glück diese ~bersiedlung für uns war, geht daraus hervor, da~ einige ~age später in der Kaserne ein Fall von 'ryphus ~orkam, und die Quarantänezeit nun von diesem Tage ab gerechnet wurde.

- 97 Durch meinen I1effen war ich auch im Offizierskasino eingeführt worden, und habe ich manche angenehme Stunde dort verbracht. Am 21. Mai bekamen wir nach der vorgesehenen Zeit unsere Papiere zur Abreise, darunter auch vier Fahrkarten zweiter Klasse nach Remscheid über Warschau und Berlin.

Dieser letzte ~eil unserer Reise sollte aber doch nicht ganz ohne Zwischenfall vor sich gehen. Schon bald nach Verlassen von Grodno kam ein deutscher Armeegendarm in unser Abteil, um die Papiere zu un~rsuchen und zum Schluß zu fragen: "Wo ist denn Ihr Erlaubnisschein, die Grenze zu überschreiten?" Ich verwies auf unsere Papiere, besonders auch auf die bis Remscheid lautenden Fahrausweise. Der Mann bestand aber darauf, daß wir **auch eine besondere Erlaubnis** haben müßten, die Grenze zu ;überschreiten. In Bialystok begrü~te uns noch mein Neffe Alfred und sprach auch mit dem Gendarmen; aber alles ver~eblich, ~r Mann war **nicht zu** überzeugen.

Wir setzten unsere Reise trotzdem fort, wurden aber in Warschau wieder davor gewarnt, ohne dieses Papier weiterzureisen. Wir ließen uns aber auch dort nicht abhalten, bis uns dann in Alexandrowo, der le--~zten russischen Station, abermals gesagt wurde, daß wir ohne einen Erlaubnisschein vom Oberkommando Ost in Wilna nicht weiterfahren dürften, und dieser Schein sei keinesfalls vor ~ierundzwanzig Stunden zu haben. Da ich die Gründe dafür aber auch beim besten Willen nicht verstehen konnte, einigte ich mich mit dem betreffenden Beamten dahin, mir seinerseits keine Schwierigkeiten bei der ~ortsetzung meiner Reise zu machen, um dann im schlimmsten ~all wenigstens in der Stadt Thorn den Bescheid aus Wilna abzuwarten. Wie ich richtig vermutet hatte, waren die dortigen Beamten vernünftig genug, uns nach erfolgter Paß- und Gepäckrevision, die außerordentlich anständig gehandhabt wurde, weiterreisen zu lassen. Ob man uns absichtlich oder unabsichtlich durchgelassen hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hatten wir bald die alte deutsch-russische Grenze hinter uns und kamen am 23. Mai 1918 wohlbehalten in Berlin an.

Unterwegs bemerkten wir plötzlich, daß mein Reisesack verschwunden war. I~eine Tochter ~illy machte sich kurzentschlossen auf den ~eg, dieselbe im Zug zu suchen, und dauerte es dann auch nicht lange, bis sie dieselbe fand. Sie stand im Gepäcknetz eines anderen Wagens. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie die Tasche an sich und stieß dabei auch auf ~gar keinen Widerstand. Ob dieselbe nun mit oder ohne Absicht in fremde ~länder gelangt war, ließen wir ununtersucht; es war eine anscheinend jüdische Gesellschaft, in der sich die für mich sehr wertvolle 'rasche befunden hatte.

In Berlin mu~3ten wir bis Sonnabend, den 25. Mai, bleiben und fanden Unterkunft in dem kleinen, aber sehr guten Hotel Coburg. Zuerst mu~ten wir uns natürlich bei der Polizei melden, um dort u. a. Brotkarten sowie ]Bescheinigungen zu bekommen, auf Grund derer wir uns etwas Wcische, die uns sehr fehlte, anschaffen konnten

- 98 Von Bekannten besuchten wir in Berlin nur meine Nichte Mieze Sauveur, in deren reizendem Heim wir einen sehr gemütlichen Nachmittag verbrachten. I~it meiner Nichte Tillie Soldan konnten wir leider nur in telefonische ~erbindung treten. Abends hatten wir die große Freude, unseren Moskauer Freund Alex Lasch bei uns zu sehen, der extra von Bremen nach Berlin ~ekommen war, um uns zu begrüßen. Am nächsten Tage

kamen Herr und Frau Meinert aus Sachsen, um in Halle ihre zukünftige Schwiegertochter kennen zu lernen.

Am Sonnabend morgen freuten wir uns aber sehr, den letzten Tag unserer Reise antreten zu können, und kamen dann auch ohne weiteren Zwischenfall abends glücklich in Remscheid an, freudig begrüßt von meinen Geschwistern, die alles vorbereitet hatten für einen schönen Empfang in meiner alten Heimat. Und damit war auch dieses Kapitel meines Lebens abgeschlossen.

-o -o-o-o-o-

Da wir die genaue Stunde unserer Ankunft nicht hatten feststellen können, hatten wir solche nur für den Abend gemeldet. Da die Remscheider an Hand der Fahrpläne festgestellt hatten, daß wir erst gegen neun Uhr eintreffen würden, wir dagegen in Hamm einen Zug erreichten, der schon um sieben Uhr in Remscheid ankam, war auch niemand zu unserem Empfang am Bahnhof anwesend. Die Überraschung und Freude meiner Geschwister Moritz und Ellsabeth Böker war deshalb groß, als wir plötzlich vor ihnen standen. Ihre langjährige Hausanrestellte Johanna schlug den Gong, als sie uns plötzlich vor sich stehen sah, wie vielleicht noch nie in ihrem Leben, um die oben sitzenden Geschwister von der Ankunft von Gästen in Kenntnis zu setzen. Der Empfang, der uns zuteil wurde, war geradezu rührend herzlich. Die liebe Schwester hatte alles in einer Weise vorbereitet, wie wir es uns idealer gar nicht hätten wünschen können.

Meine Frau und ich blieben als Gäste im Hause, während unsere Töchter ihr Quartier bei Heini und Ellsabeth wohlvorbereitet vorfanden. Da wir bekanntlich an Kleidung und Wäsche fast nichts mehr besaßen, hatten die Geschwister schon vorgesorgt, und fanden wir in Kommoden und Schränken genügend Kleidung und Wäsche vor, um uns ganz neu einkleiden zu können. Für den nächsten Morgen war sogar schon der Schuster bestellt, um Maß für neue Schuhe zu nehmen. Am Sonntag begannen schon die Besuche der Verwandten und Freunde, die uns alle begrüßen wollten. Für Montag morgen war ich schon beim Oberbürgermeister angemeldet, der es sich nicht nehmen ließ, persönlich dafür zu sorgen, daß uns die nötigen Karten ausgefertigt wurden, auf Grund derer wir unsere Wäsche etc. noch vervollständigen konnten.

Unsere erste Sorge war nun natürlich, eine Beschäftigung und dauerndes Unterkommen zu finden. Auch dies schien mein Schwager Moritz Böker schon in die richtigen Wege geleitet zu haben, denn nach einigen Tagen stellte mich mein Neffe Heini Böker seinem Kollegen Karl Hauck von der Bergischen Stahlindustrie vor, und machte mir dieser den Vorschlag, mich ab 1. Juli bei der Geschäftsstelle Düsseldorf der B.S.I. zu beschäftigen, was ich natürlich mit Freuden annahm. Zuerst freute ich mich, mit und bei meinen ältesten Geschäftsfreunden weiterarbeiten zu können, und zweitens war es immer mein Wunsch gewesen, mich gerade in Düsseldorf einmal niederlassen zu können.

99 Durch meinen Bruder Caspar, der schon seit fast fünf und zwanzig Jahren in Düsseldorf wohnte, gelang es uns auch bald eine geeignete Pension zu finden, wo ich mit meiner Frau und den Töchtern, vorübergehend auch mit den inzwischen angekommenen Söhnen, geeignete Unterkunft fand. Durch Vermittlung von Caspar fanden auch die Töchter dann bald Anstellungen, nachdem sie vorher noch einen Kursus in Stenographie

und Maschinenschreiben durch~emacht hatten.

Den Juni hindurch blieben wir aber noch in Remscheid. Mitte des Monats kamen auch Arthur, Otto und Robert dort an, die eine offizielle Erlaubni~, den Internierungsort verlassen zu dürfen, nicht abgewartet hatten, vielmehr eines schönen Tages - gleich den anderen Deutschen - losgezogen waren. Sie waren ~ber Wologda, Petersburg und Ostpreußen nach hier gekommen. In ihrer Begleitung befanden sich auch die Vettern Fritz und Hellmut Loos, die aber bald zu ihrer Mutter weiterreisten. Otto fand auch eine Anstellung bei der B.S.I., während Arthur und Robert eingezogen wurden; doch kamen beide nicht mehr an die Front. Arthur wurde in der Etappe beschäftigt, während Robert zu meinem alten Regiment nach Wesel kam.

~nde Juni übersiedelten wir also nach Düsseldorf in eine Pension in der Humboldtstraße. In der~elben ging es sehr ordentlich und sauber zu, doch war die Verpflegung ganz mangelhaft, auch bei vollster Berücksichtigung der ~roßen Knappheit an Lebensmitteln. Es war uns deshalb sehr lieb, daß wir im Februar 1919, als unsere Pension ganz geschlossen wurde, einige Zimmer in der Pension Vieten fanden, die hinsichtlich Verpflegung vorzüglich war, dagegen in puncto Reinlichkeit und Ordnung sehr viel zu wünschen übrigließ.

Im September 1918 machte ich eine kurze Geschäftsreise nach '~-hüringen und Sach~en, um die dortigen Automobilfabriken kennenzulernen, deren Bearbeitung ich eventuell später, mit dem Sitz in Leipzig, übernehmen sollte. Doch kam es h~erzu nicht, und blieb ich in Düsseldorf, wo ich der Abteilung für Korrespondenz einverleibt wurde. Wenn mir diese reine Bürotätigkeit auch nicht zusagte, da ich ja solche niemals ~ehabt hatte, mußte Ich doch froh sein, wenigstens diese zu haben und nicht wie viele ~ausende anderer Flüchtlinge brotlos auf der Straße zu liegen.

Im Herbst des Jahres hatten wir die große Freude, daß Arthur uns seine ~etzigte Frau als Braut zuführte. Zu ~ener Zeit war Irmgard noch als Krankenpflegerin tätig. Unser Sohn Gustav war in Moskau geblieben, wo ihn zunächst das schwedische Generalkonsulat, dann die deutsche Botschaft bzw.-das Rote Kreuz mit der Heimbeförderung der deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen beschäftigte. Seine Frau und die Kinder konn~en aber nicht in Moskau bleiben, da die Zustände dort immer unerträglicher wurden. Sie kamen nun auch nach Düsseldorf, wo ~ie Unterkunft in einer Pension Pollack am Hofgarten fanden. Von dort übersiedelten sie aber bald nach Berlin.

Am 24. August 1920 feierten wir in Reinfeld die Hochzeit von Sohn Arthur und seiner Frau Irmgard, verbrachten bei der Gele~enheit auch vierzehn Tage an der See in dem kleinen Badeort Grömitz und noch acht **Tage** bei meiner Kusine Olga Hasenclever auf deren Gut Tremsbüttel. Im gleichen Jahre hatten wir die große Freude, un~eren Sohn Rudolf mit Weib und Kind bei uns zu sehen. Rudolf war bekanntlich seit 1913 in Rio~ und kannten wir seine Frau auch noch ~ar nicht. Für die kurze Zeit ihres Düsseldorfer Aufenthalts fanden sie Unterkunft in unserer Pension. Meine Frau und ich waren vorher eini~e ~age schon in Wilhelmshöhe bei Kassel gewesen und während unsere Rio-Kinder nun ihre schon längst geplante Kur in Pymont durchmachten, ging meine Frau nach Reinfeld, wo Arthur und seine Frau bei deren Mutter wohnten, und von wo Arthur täglich nach Lübeck fuhr, wo er eine Stellun~ in der Reichsbank gefunden hatte. Ich ging auch für acht Tage nach Pymont und holte dann meine Erau in Reinfeld ab.

100 Zu Weihnachten stand uns eine besondere Freude bevor. Abgesehen davon, daß wir unsere Kinder aus Rio bei uns hatten, wurde mir ausgerechnet am 24. Dezember seitens der B.S.I. der Vorschlag gemacht, die Leitung des in Oberkassel geplanten Stahllagers zu übernehmen. Ganz abgesehen davon, daß mich dieses Angebot wegen des damit in mich gesetzten Vertrauens sehr ehrte, freute es mich aber auch ungemein, dadurch wieder eine mehr selbständige Stellung zu bekommen. Als ganz besonderes Glück durften wir alle dann auch noch betrachten, daß uns damit eine herrliche Wohnung in Oberkassel zugewiesen wurde; war ich doch verpflichtet, beim Lager zu wohnen. Ursprünglich war für diese Stelle ein früherer Offizier ins Auge gefaßt worden. Derselbe **schien sich aber** für den Posten nicht zu eignen, der dann, auf Vorschlag von meinem Schwager Moritz Böker, mir angeboten wurde. Ein solch vergnügtes Weihnachtsfest hatten wir tatsächlich schon lange nicht mehr miteinander gefeiert.

Die Mitteilung war mir am 24. Dezember gemacht worden. Meine neue Stellung mußte ich schon am 27. Dezember morgens antreten, obschon die Bauten für das Lager und der Umbau des Wohnhauses noch ziemlich im Rohzustand waren. Vom 27. Dezember ab war ich nun immer den ganzen Tag in Oberkassel. Die Arbeiten kamen auch gut von der Stelle, so daß wir Ende Januar 1921 einziehen konnten und Mitte Februar die erste Stahlsendung das Lager verließ.

Für die Einrichtung unserer Wohnung hatte wieder die ganze Familie gesorgt: in erster Linie natürlich Bökers, aber auch ferner stehende Verwandte wie z.B. meine Kusine Olga Hasenclever, die uns Möbel zur Verfügung stellte, die sich vor Jahren ihr Schwiegervater, mein Onkel Walter Hasenclever in Hringhausen, für sein Herrenzimmer angeschafft hatte. Tochter Lilly, die gleich Ella eine Stellung in einem Büro bekleidete, gab diese auf, um meiner Frau im Eheause zu helfen. Unten verfügten wir über Küche und Esszimmer, und oben hatten wir ein Wohnzimmer, vier Schlafzimmer, ein schönes Badezimmer und dazu ein Mädchenzimmer; auch schöne Kellerräume. Zum Hause gehörte ein schöner Garten mit gutem, wenn auch nicht vielem, Obst. Neben uns wohnte noch ein Angestellter mit seiner Frau und drei Töchtern. Dieser, ein Herr Haase, Sohn eines Gutsverwalters in der Mark, war großer Gartenfreund. Er übernahm die Pflege des ganzen Gartens, und teilten wir dafür den Ertrag der ganzen Obsternte. Bis zur Auflösung des Lagers und dem Verlassen von Oberkassel im Jahre 1928 haben wir mit der Familie Haase in bestem Einvernehmen gelebt, und sind Differenzen tatsächlich nie vorgekommen. Das Ehepaar lebte ungemein viel Takt an den Töchtern und hatte seine Töchter vorzüglich erzogen.

Da für ein gut ausgerüstetes Lager die bestehenden Räume viel zu klein waren, die Büroräumlichkeiten der Gesellschaft in der Uhlandstraße sich auch als beschränkt erwiesen hatten, war der Bau eines großen neuen Lagergebäudes unmittelbar neben dem alten Lager sowie der Ausbau der alten Gebäude auf dem großen Grundstück beschlossen worden, und wurde auch unverzüglich in Angriff genommen. Am 25. Juli 1921 wurde mit den Ausschachtungsarbeiten für die Lagerhalle begonnen, am 18. April 1922 konnte mit der Einlagerung des Stahls begonnen werden. Am 27. September 1921 wurden die Abbruch- und Umbauarbeiten für das Verwaltungsgebäude begonnen und im November 1922 konnten die sehr schönen, praktisch angelegten Räume bezogen werden. Neben weiteres Auto- und Wohngebäude auf dem gleichen Gelände wurde am 6. Oktober 1921 begonnen, und konnten schon am 26. Mai 1922 die Wohnungen bezogen werden.

Kaum waren wir im Februar 1921 in unserer Wohnung eingerichtet, als auch schon eine Kommission erschien um nachzusehen, ob und welche Räume eventuell beschlagnahmt werden könnten; war Oberkassel doch seit November 1918 von den Belgiern besetzt, wodurch eine sehr starke Wohnungsnot hervorgerufen worden war. Infolge sehr eingehender Berücksichtigung kamen die Herren aber doch zum Beschluß, daß wir über keine überflüssigen Räume verfügten, und ließen sie uns auch in der Folge ganz in Ruhe. Es amüsierte mich, daß die Herren vor der Berücksichtigung eine Zigarre kurz und bestimmt ablehnten, nach derselben eine solche aber gern annahmen. Wir sind auch die späteren Jahre stets gut miteinander ausgekommen, hatte ich doch häufig mit der Kommission wegen unserer Arbeiterwohnungen zu tun.

Meinen Urlaub verbrachten wir im Sommer 1921 in Soden an der Werra, wo meine Frau ihres Halses wegen inhalieren sollte. Wir wären auch gern nach Ems gegangen, aber dieses schöne Bad war ja von den Franzosen besetzt, und zwar hauptsächlich von Marokkanern; und das war Grund genug für mich, nicht hinzugehen. In Soden fanden wir im Hotel Gundlach sehr gute Unterkunft und auch angenehme Gesellschaft und kehrten befriedigt von dort zurück.

Im Jahre 1922 waren wir dann einige Wochen in Teinach im nördlichen Schwarzwald, einem Ort, der uns wegen der schönen Spaziergänge in herrlicher Luft sehr gut gefiel. Dort trafen wir Eltern und Frau aus Düsseldorf, und besuchten uns auch Gustav und Manja, von Badenweiler kommend, in Teinach. Aber schon in diesem Jahre lastete die immer mehr zunehmende Inflation und die Entwertung der Mark schwer auf allen Gemütern, und nahm im nächsten Jahre die Inflation derartige Ausmaße an, daß wir an keine Reise denken konnten. Wir nahmen deshalb gern die Aufforderung meines Bruders Gustav an, für einige Wochen zu ihm nach Hringhausen zu kommen, und haben wir dort auch eine sehr angenehme Zeit verbracht. Hin- und Rückreise waren ziemlich schwierig, da der Bahnverkehr von Düsseldorf bis Ennath und Ilden durch den passiven Widerstand infolge der Ruhrbesetzung eingestellt war. So fuhren wir auf der Rückfahrt im Auto, zusammen mit Robert Böker und Jean Hauck, nach Ennath, ließen uns dort auf das linke Rheinufer übersetzen, von wo wir, mit einem uns von Oberkassel entsandten Auto, nach Hause zurückkehrten.

Mit welchen Schwierigkeiten zu kämpfen war, um Waren ins unbesetzte Gebiet zu bekommen, ohne von den Besatzungsmächten gefaßt zu werden, kann man sich nicht vorstellen. Aber es gab unter den Spediteuren und Schöffenen noch Leute genug, die Mittel und Wege ausfindig zu machen wußten, den Franzosen ein Schnippchen zu schlagen, und wenn dies gelungen war, war die Freude groß.

Ende 1923 gelang es dann, die Mark zu stabilisieren, mit welchen Mitteln und unter welchen Opfern, will ich hier nicht erörtern. Aber die Stabilisierung trug nicht wenig dazu bei, das ganze Leben wieder in geordnetere Bahnen zu lenken. Wie weit die Inflation gegangen war, zeigt der Umstand, daß die Mark nicht mit Millionen, dann sogar Milliarden, sondern schließlich sogar nach Billionen, also einer ganz fantastischen Zahl, gerechnet wurde. Über diese unglaublich erscheinenden Verhältnisse will ich mich aber hier nicht weiter auslassen. Soweit der Leser dieser Zeilen diese Zeiten nicht selbst miterlebt hat, muß er sich die Kenntnis durch geeignete Bücher verschaffen; an guten und schlechten hierüber fehlt es nicht. Das Studium der ersteren ist aber auch solchen Leuten zu empfehlen, die die Jahre bewußt miterlebt haben, denn es ist kaum zu glauben, wie rasch manches dem Gedächtnis entschwindet.

ARTIUR ILL & ~ R (geschrieben um die Jahreswende 1918/19)

In nachstehendem möchte ich einen kurzen

Bericht über die Behandlung der deutschen Zivilgefangenen in Ruß-

~eben. Ich werde mich hierbei hauptsächlich an die eigenen ~lebnisse halten, da, mit wenig~en Ausnahmen, die Behandlung in den verschiedenen (istlichen Gouvernements; ~ wohin die Deutschen verschickt worden waren, gleich ~"ar.

Am 20. Juli russischen Stils erfuhren wir morgens in Moskau von der Kriegserklärung Deutschlands an Rußland. Diese ~riegserklärung, kam für alle sehr überraschend, und gleich in den ersten Morgenstunden die ~letzte der ~ranzen Presse, ohne Ausnahme, ~ekren die Deutschen und alles ~)eutsche an, welche die ~eigeisterung, für den Krieg bei dem Volk hervorrufen sollte, die solche schlec'fte Folgen für uns Deutsche, welche sich in Rußland befanden, hatte.

Gleich in der ersten Woche nach Kriegserklärung gingen unbegründete zahlreiche Verhaftungen einzelner Persönlichkeiten an. Nachdem am 16. Juli russischen Stils mein älterer Bruder, Ingenieur bei einer Armaturenfabrik in Moskau, auf der Fabrik arretiert und ins Polizei-Wachtlokal gebracht wurde, welches er bis zu seiner späteren Verschickung nicht mehr verlassen durfte, wurde am 30. Juli mein sechzig Jahre alter Vater morgens in seinem Kontor ohne Grundangabe verhaftet und sofort in das ~1oskauer ~ransportgefängnis gebracht. Dortselbst fand er Deutsche, unter denen sich auch viele ~rauen befanden, schon zahlreich vertreten, welche teilweise in ihren Privatwohnungen, teilweise in Hotels verhaftet worden waren. Nachdem ~eder - auch die Damen - einer Untersuchung unterworfen worden war, welche einer ~olchen der größten Verbrecher nicht nachstand, wurden die Deutschen zu vierzig bis fünfzig Mann in den Gef~ingniszellen eingesperrt und dort, in ~eder ~ziehung, wie Verbrecher behandelt. Mit Mühe und Not gelang es meinen Schwestern, dem Vater einige notwendigste Sachen zuzustellen, da die Verhaftung unerwartet im Geschäft erfolgt war, und mein Vater im ~ommeranzug und Strohhut ins Gefängnis gebracht worden war. Nach einwöchentlichem Aufenthalt im Gefängnis wurden die Deutschen mit einem Gefängnistransport nach Wologda gebracht, wobei sie diese Reise in einem Wa~en mit russischen Verbrechern, die teilweise gekettet waren, zurücklegen mußten.

In denselben ~Lagen erfolgte auch die ~ekanntmachung in den Zeitungen, laut der sich alle männlichen deutschen Reichsangehörigen im Alter zwischen siebzehn und fünfundvierzig Jahren in einer Moskauer Kaserne zu melden hätten. **Alle vermuteten, daß** es sich um eine Kontroll-Registrierung handeln würde, und zog daher alles in leichten Sommerkleidern dahin, nicht ahnend, daß keiner mehr aus dem Kasernenhofe herauskommen würde. ~:s versammelten sich auf dem Hofe ca. 50()O Deutsche und Österreicher, welche allmählich, nach Abnahme sämtlicher Papiere sowie scharfer Gegenstände, wie ~aschenmesser, Scheren, auch Bleistifte, in der Kaserne untergebracht wurden. Wir schliefen dort auf Soldatenbetten, wobei zwei Betten immer mindestens für drei Personen dienen mußten. Nachdem allmählich in der Stadt bekannt geworden war, wie es den nach der Kaserne gezogenen Deutschen ergangen war, kamen **die Angehörigen** der Gefangenen zu der erlaubten Stunde zu der Internierungsstelle und versorgten uns mit den notwendigsten Sachen für die bevorstehende Reise, da wir ~etzt bestimmt annehmen mußten, verschickt zu werden. Die



Besucher, fast ausschließlich Damen, wurden auf ihrem Weg zu der am Rande der Stadt gelegenen Kaserne von dem Volk in schlimmster Weise belästigt. Steine wurden ihnen nachgeschmissen, und waren sie den größten Beleidigungen ausgesetzt. Die Folge der Pressehetze zeigte sich hier schon in vollem Maße.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in der Kaserne wurden wir per Etappe, aber auf eigene Kosten, nach Wologda transportiert. Gleichzeitig wurden auch große Transporte nach Orenburg und Wjatka ab, nachdem die Deutschen auf diese drei Gouvernements verteilt worden waren, wobei ihren Wünschen betr. des Gouvernements Rechnung getragen wurde. In Wologda kamen wir für die örtlichen Polizeibehörden ganz unerwartet an. Da die Gefängnisse und Kasernen schon alle überfüllt waren mit Deutschen, welche aus Petersburg eingetroffen waren, wurden wir angewiesen, nach Privatwohnungen in der Stadt zu suchen. Das Mieten der Wohnungen resp. Zimmer geschah selbstverständlich auf Kosten der Deutschen. Weder für Wohnung noch für die Beköstigung ihrer Gefangenen sorgten die russischen Behörden.

In Wologda blieben wir ca. vierzehn Tage. Dann kam ein Befehl heraus, laut welchem der größte Teil der in Wologda wohnenden Deutschen zum Verschicken nach den kleinen Kreisstädten und Dörfern des Gouvernements bestimmt wurden. Ohne Rücksicht auf Verwandtschaft oder Bekanntschaft wurden die Deutschen auf die ferngelegensten Dörfer verteilt, und haben wir es bloß der guten Kenntnis der russischen Sprache zu verdanken, daß es uns gelang, bei der Polizei zu erreichen, nach der Kreisstadt Totma verschickt zu werden, wo sich bereits mein Vater befand. Diese Reise in Begleitung meiner Vettern und Freunde aus Loskau, per Dampfer etwa 200 Meilen weit und ohne Polizeibegleitung, war ganz angenehm. In Totma konnten wir uns gleich nach der Anmeldung bei der Polizei, nach einer Wohnung umsehen und mieteten uns zu sieben Meilen ein größeres Zimmer ohne Möbel. 13 Betten, Waschgeschirr und die notwendigsten Eßgeschirre mußten sofort an Ort und Stelle besorgt werden.

In Totma fanden wir nun schon eine Kolonie von ca. fünfhundert deutschen Reichsangehörigen vor, die aus den verschiedensten Gegenden Russlands dort eingetroffen waren. Es waren eine Menge aus ausgewiesener Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen dort. Auch diese waren plötzlich von der Polizei gepackt, per Etappe nach dem Osten geschafft und dort einfach ihrem Schicksal überlassen worden.

Es wurde jedem bei seiner Ankunft am Internierungsplatz mitgeteilt, daß es ihm verboten sei, die Grenzen der Stadt zu überschreiten, nach neun Uhr abends oder vor sechs Uhr morgens auf der Straße zu erscheinen, auf der Straße deutsch zu sprechen oder sich zu mehr als drei Deutsche zusammen draußen zu zeigen. Überschreitungen dieser Gesetze führten zu Gefängnisstrafen von drei Wochen bis zu drei Monaten.

Die große Masse der Deutschen war nun mit sehr kleinen Mitteln dort eingetroffen, so daß diese in kürzester Zeit ausgegeben waren, wenn auch das Leben in der kleinen Stadt von ca. viertausend Einwohnern Anfangs sehr still war. Schon nach zwei Wochen stellte sich aber die größte Not heraus. Es war den Deutschen streng verboten zu arbeiten, also auch unmöglich, Verdienst zu finden. Andererseits sorgte die russische Regierung weder für die Unterkunft noch für die Beköstigung der Gefangenen. Nach zwei Wochen konnte man schon Deutsche auf der Straße treffen, die gezwungen waren zu betteln.

~s bildete sich daher inoffiziell, weil offizielle Organisationen streng verboten waren, ein deutsches Komitee, welches unter den wohlhabenden ~eutschen der Kolonie Geld sammelte, womit den bedürftigen Deutschen eine kleine Unterstützung ausgezahl-t werden konnte. So war der ersten schweren I~ot in unserer Kolonie abgeholfen ~orden. Inzwischen setzte sich das Komitee mit der amerikanischen Gesandt;schaft in Petersburg in Verbindung, da die Amerikaner zu der Zeit die Interessen der Deutschen in Xußland zu vertreten hatten. Nach einigen Monaten erhielt dann das Komitee durch die (~esand~schaft Geld von der deutschen Regierung, mit welchem den notleidenden Deutschen eine kleine Unterstiitzung gezahlt werden konnte. ~iese Organisation blieb bis zum ~nde des Krieges bestehen. Ich möchte aber ~etzt schon erwähnen, daß sich die Amerikaner als Vertreter unserer Interessen der Sache im höchsten Grade nachlässig **angenommen haben, und es kaum für nötig hielten, auf verschiedene ausführliche Berichte des Komitees, die** von Anfang an~um Hilfe bittend, über die schwere ~age der Verschiedten berichteten, zu erwidern. Ich glaube kaum, daß die amerikanische Gesandtschaft auch nur einmal bei der russischen Regierung vorstellig geworden i~t und versucht hat, in der ~age der Deutschen eine Besserun~ Zll erlan~en.

Ganz anders dagegen waren die Schweden, die nach **der Kriegserklärung** Amerikas das Amt der Amerikaner übernommen hatten. Wenn es auch außerordentlich schwer war, etwaige Vergünstigungen für die Deutschen bei der alten russischen Regierung zu erlangen, waren die Schweden doch stets bemüht darum und organisierten allmählich auch die Unterstützungsfrage in jeder Hinsicht befriedi~end. Monatelanges Ausbleiben der Regierungsgelder bei den Amerik~nern, was große Not und E~unger der Kolonie mit sich brachte, hörte unter den Schweden auf, und die monatlichen Unterstützungsgelder kamen rechtzeitig und regelmäßig an.

Ich erwic)hte ~chon die Vert)ote, welche für die Deutschen erlassen worden waren, und deren Übertretung administrativ bestraft wurde. Die ~olge davon war, da~ sehr bald mehrere Deutsche ins Gefangnis fl~gen, da vie)e, kein Wort russisch beherrschend, gezwungen waren, einige Worte in deutscher Sprache mit ihren Freunden auf der Straße oder im ~aden zu wechseln. ~ine Anzeige eines jeden Russen, sogar die eines Kindes, genügte, daß auf den Deutschen ein ~rotokoll zusammengestellt wurde, woraufhin der Deutsche unweigerlich ins Gefängnis flog. Aber der Aufenthalt des ersten Jahres in der Stadt war verhältnismäßig noch erträglicher als die letzten drei Jahre im Dorf.

Zu erw~hnen wäre noch, daß im ersten Jahre etwa alle sechs Wochen ~inberufungen von Rekruten oder älterer Jahrgänge vor sich gingen, wozu sich aus dem ganzen Kreis '~otjma oft bis zu viertausend Bauern versammelten, die sich alle zur ärztlichen Untersuchung und Aushebung in der Stadt zu melden hatten. Nachdem es gleich bei den ersten Aushebungen zu Streitigkeiten und Prügeleien zwischen den ~roben Bauern und den Verschiedten gekommen war, wobei so~ar verschiedene wehrlose Frauen von den Bauern überfallen und verprugelt wurden, wurde es den Deutschen verboten, ihre Wohnun~en während der Aushebungen zu verlassen. Da diese Aushebungen manchmal drei Wochen dauerten, waren wir gezwungen, im Sommer, bei starker Hitze, drei Wochen lang in unseren kleinen Zimmern zu sitzen, wobei sogar das Sitzen an offenen Fenstern, zur Verhütung von Reibereien mit vorübergehendem Volk, streng verboten war. Nahrungsmittel mußten wir uns von unseren russischen Wirten besorgen lassen. In Fällen, wo diese sich wei~erten, mußten es die Deutschen, um nicht zu verhungern, selbst riskieren, evtl. verkleidet in die ~tadt zu gehen, wobei nicht einmal

so~che Deutsche unterwegs verpriigelt worden sind; (Anm.: Ich vermute, es soll heißen: nicht nur einmal). Die Polizei war bei den gro~en Ansammlungen der ~auern in der Stadt machtlos gegen diese und sorgte nur streng dafür, daß kein Deutscher sich auf der ~traße oder am Fenster zei~te. So~ar einen geschlossenen Hof an unserem E~aus durften wir in diesen Tagen nicht betreten.

Aber nicht nur die ~auern, sondern auch die Stadtbevölkerung wurde immer geh~ssiger ge~en die Deutschen, und hat die sogenannte Intelli~enz der ~,tadt, bestehend aus Lehrern, Beamten und Po~en, sehr bald Propa~anda dafür geführt, die Deutschen aus der Stadt auszuweisen. Da die Preise nach neunmonatiger Dauer des Krieges auch in Totjma zu stei~en be~annen, war dies ein willkommener Grund für die Behauptung dieser Leute, daß die Teuerung durch die Deutschen käme. Dann kam Wohnungsman~el dazu; alles hauptsächlich ausgedachte Gründe, die aber doch ~um Ziele führten, daß im September 1915 der gröl3te ~eil der Kolonie in die 50 Werst weit gelegenen Dörfer übergesiedelt wurde.

~ie Verfü~ung war we~en der damit verbundenen Unkosten, welche die Deutschen selbstverständlich wieder selbst zu bestreiten hatten, nachdem sie sich ihre primitiven, engen Wohnungen teilweise etwas eingerichtet hatten, sehr wenig angenehm, doch anderenteils freuten wir uns, in andere Verhältnisse zu kommen, da sich das Verhältnis zwischen der Stadtbevölkerung und den Zivilgefangenen sehr zu~espitzt hatte, und man bei ~edem Gang durch die Straße den gröl3ten ~bemerkungen, Schimpfereien und Beleidigungen seitens der ~ussen alls~esetzt war, die man stillschweigend zu dulden hatte, wenn man nicht ins Gefängnis zu wandern wünschte.

~ür zweihundertfünfzig Zivilgefange~ene wurden fünf Dörfer angewiesen, welche in einem Umkreis von fünf bis sechs Werst nebeneinander la~en. In einer Entfernung von einer resp. vier Werst befand sich das Dorf, wo Post, Tele~rafenamtsamt und der Hauptladen waren, und wo die Deutschen nicht wohnen durften. Es war beabsichtigt, den Verkehr zwischen den von den Deutschen bewohnten Dörfern frei zu lassen und als die nicht zu überschreitende Grenze die Linie zu nehmen, welche diese Dörfer umfaßte. Doch diese Bestimmung blieb leider nur einige Ta~e bestehen, und wir wurden in die einzelnen Dörfer ein~esperrt, indem der Verkehr zwischen den Dörfern stren~ verboten wurde. Man war auf diese Weise in einem Dorf eingeschlossen, welches dreißig bis vierzig **Häu~er zählte, etwa dreiviertel bis einen Kilometer lang war**, und die ganze ~ewegungsfreiheit beschränkte sich auf den Spaziergang auf der einzigen schmutzigen Dorfstraße, welche auch nur im Sommer und Winter für alle passierbar war. Im Herbst und ~1rühjahr konnten nur solche Leute die Straße passieren, welche im Besitz hoher Schaffstiefel waren. Der ~chmutz war, trotzdem es der Haupttrakt zwischen der Gouvernementsstadt Wologda und Totjma war, derartig groß, daß die Post, welche diesen Weg zu fahren hatte, im ~ Herbst~ trotz vorgespannter vier Pferde, regelmä~ig im Dreck stecken blieb und das Dorf alarmiert werden mußte, um Pferde und Wagen herauszuziehen. Der Befehl wegen unserer I~reiheitseinschränkung wurde von einem kleinen Ortspolizeibeamten erlassen, einem ganz ungebildeten, groben Bauern, dem unsere Kolonie von da ab unterworfen war und mit der er nun von Anfang an seine vielen Schikanen durchzuführen be~ann.

Aber zunächst möchte ich noch e~twas über die Wohnverh~ltnisse erwähnen, auf welche wir während der letzten drei Jahre angewiesen waren. Ich ~ar mit noch einem Herrn aus Totjma als erster in die Dörfer ~,efahren, um Wohnungen für meine Familie und

einige Bekannte zu besorgen. Diese waren uns in den verschiedenen Dörfern bei bestimmten Bauern an~ewiesen. Der erste Besuch galt einem Bauernhaus, welches mir als eine der besten Wohnungen bezeichnet worden war. Das erste, was mir bei Eintritt in diese, als beste empfohlene, Wohnung auffiel, war ein starkes Geräusch, anfangs unerklärlich. Sehr bald merkte ich aber, daß dieses Geräusch durch Hunder-ttausende, ~a sicher Millionen Kakerlaken oder Preußen, ~ie diese langen q'iere hier genannt werden, verursacht wurde, welche alle W~nde und Decken ganz bedeckten und sich darauf bewegten. Die genannten Zahlen sind nicht übertrieben, und die Bauern haben diese lieblichen 'rierchen, welche mit Vorliebe auch über Menschen laufen und in Speisen hineingeraten, sehr gern, da sie Glück ins Haus bringen sollen. Der Anblick der schmutzigen Bauernfamilie, welche in unappetitlichster Weise am Samowar (Tee-maschine) saß und Tee trank, verbunden mit der Ungeziefergefahr, bewegten mich ~ofort zu dem ~ntschluß weiterzuziehen, in der sicheren ~rwartung, doch etwas reineres und besseres zu finden. Doch die I~ühe war vergebens. Ich bin durch vier Dörfer gelaufen und habe alle Wohnungen und Stuben besehen, welche an Deutsche vermietet werden sollten; aber alle waren sie nicht besser, die meisten schlechter als die erste. Und fast überall waren Deutsche gezwungen, die Russenstube zu passieren, um in ihr Wohnzimmer zu gelangen. Für meine Eltern fand ich allerdings eine etwas reinere und bequemere Wohnung, mußte aber für uns die Wohnung nehmen, die ich als ers-te besucht hatte.

elegrafisch bat ich sofort meine Eltern, möglichst viel Insektenpulver aus der Stadt mitzubrin~en, und begann dann sofort ein sehr energischer Krieg gegen die Tiere; nicht zur Zufriedenheit der Wirtsleute. Es vergingen etwa acht ~age, an denen wir tä~lich die Leichen der 'liere haufenweise aus den Zimmern herausfe~;en konntenO Von uns getrieben, krochen sie jetzt aus allen Ritzen heraus und re~neten richtig von der Decke herunter, nachdem sie Gift ~,eschluckt hatten. Dann mußten a]lle Wände und Decken neu tapeziert werden, und erst danach begann die Wohnung ein einigermaßen freundliches, reineres Aussehen anzunehmen. Zu erwähnen ist aber, da~ die mei~ten der In~ernierten ~ar nicht in der Lage waren, Neutapezierung vorzunehmen und also gezwungen waren, die Jahre in den beschriebenen schmutzigen Räumen zu hausen. Zum größten Teil sind wir allmählich die Kakerlaken losgeworden; doch Wanzen, welche aus dem Elolzgebäude mit keinem Mittel herauszutreiben waren, haben uns während der drei Jahre gequält.

Unsere Wohnung bestand aus zwei kleinen Zimmern (wir wohnten zu sieben Mann zusammen) und einer Küche als Durchgang. Den Vorteil, eigene Küche resp. einen russischen Ofen zur Verfügung zu haben, hatten auch die wenigsten. Die meisten waren darauf an~ewiesen, ihr Mitta~essen in der Russenstube zu kochen; in einem Ofen mit diesem unbeschreiblich schmutzi~en Volk zusammen. Um durch die Außentür in die Wohnung oder aus einem Zimmer in das andere zu gelangen, mußte man sich tief bücken, denn die Türen waren höchstens anderthalb ~eter hoch. Die Decke konnte ich, ohne besonders groß zu sein, ohne Anstren~ung mit der I~andfläche berühren. In diesen engen, im Sommer sehr heißen, im Winter unerträ~,lich kalten (fünf bis sechs Grad) Räumen mußten wir nun zweidreiviertel Jahre ohne Arbeit verleben. Daß man nicht ganz verrückt ~eworden ist, ist ein Wunder; moralisch gelitten hat man Jedenfalls ~ewalti~. Wenn ~Jir allch russische Bücher erhalten und diese auch lesen konnten, so bildeten wir darin eine Ausnahme, da die große ~lehrzahl der Internierten nur deutsch lesen konnte, und deutsche cher waren bis zu der Revolutionszeit streng verboten.

Ich erw~hnte schon früher, daß unsere Bewegungsfreiheit auf das eine Dorf beschr~nkt wurde, in welchem wir unsere Wohnung hatten. Nun befand sich aber der Hauptverkaufsladen sowie die Post in einem l~ebendorf, welches von Deutschen nicht bewohnt werden durfte. Zum Besuch dieses l)orfes mußte nun ~edesmal ~rlaubnis bei dem uns überwachenden Polizeibeamten eingeholt werden, und nur unter seiner ~egleitung durften Deutsche, ~anz gleich, ob es Frauen, Kinder, alte oder junge ~änner waren, **das eigene Dorf verlassen**. Also wie richtige Verbrecher oder Kriegsgefanne wurden wir Zivil~efan~enen unter strenger Polizeibe~leitung über die StraBe geführt. ~abei ~Jar die Entfernung von unserem Dorf bis zu dem Laden höchstens ein halber Kilometer.

Um nun die }rlaubnis zum Besuch des Nebendorfes zu erhalten, mußte man sich morgens auf die Straße stellen und warten, bis es diesem Poljzeibeamten einfiel, unser Dorf zu besuchen. Eine bestimmte Zeit hierfür wurde nicht einO~halten, und das Warten im Winter, bei ein~ Kälte bis minus **35 Reaumur, war keine** von den angenehmsten Besch(iftigungen. Die Erlaubniserteilung hing dann aber auch ~anz von der Gnade des kleinen Beamten ab: erstens durfte nur eine beschränkte Zahl von Deutschen täglich mitgenommen werden; und zweitens bestimmte der Kerl nach seinem Gutdünken, ob er einen D~utschen mitnehmen wollte oder nicht. So wurden einzelne Leute, welche dem Mann nich-t freundlich genu~ entgegengekommen waren, wochenlang nich-t mit~enommen und mußten sich die nötigen ~inkäufe von Freunden besor~en lassen.

Durch diese immer schärfer werdenden Verfügungen und Schikanen der Polizei wurde auch die Bevölkerung gegen uns aufgehetzt, so daß das Verh~iltnis zwischen den Bauern und Internierten, welches anfangs nichts zu wünschen übrig ließ, immer schlechter wurde. Immer mehr war man ~eleidigungen seitens der l3auern ausgesetzt, welche unbestraft blieben, und immer mehr wurde man auch von diesen verfolgt, die Befehl bekommen hatten aufzupassen, ob deutsch auf der Straße gesprochen würde oder sich Deutsche zu mehr als drei Personen auf der Straße ~ezeigt hcritten. Und eine Anzeige eines Dorfkindes genügte zur Aufstellun~ eines Protokolls und daran anschließender Strafe zu Gefän~Jnis, welche durch den Gouverneur verhängt wurde. Ich entsinne mich nicht, daß ein von dem kleinen Polizeibeamten aufgesetztes Protokoll, welches nach Wologda eingesandt wurde, keine Strafe nach sich gezo~en hätte. Auf diese Weise war man der Willkür der kleinen Ortsbeamten preisgeg~ben, und von diesen wurde diese große Macht auch aus~enutzt. Sehr oft b~zeichneten diese Kerle schon im voraus ihre Opfer, welche sie aus irgendeinem Grunde ins Gefängnis brin~en wollten.

Sehr bezeichnend ist auch ein Fall, welchen ich nachstehend schildern möchte: ~in Polizist, welcher nachts um zwölf Uhr in eine der Wohnun~en der ~eutschen eingebrochen war zur Kontrolle, ob auch alle zu Hause w~iren, ~lrde dort, besonders auch von Damen, nicht sehr freundlich empfangen. l~r wur~te, daß die in diesem Hause wohnenden Deutschen die russische ~prache nicht beherrschen. hinige 'ra~;e nach dem Geschehen sah er vler von diesen Deutschen paarweise im Abstand von etwa fiinfzig Schritt auf der ~traße spazierengehen. ~r beobachtete sie aus einer ~;ntfernung VOI3 ungefähr fünfhundert r~etern, konnte also weder e-twas hören noch die Entfernung zwischen den Paaren sehen. Dies genügte ihm aber, um sein~r Obrigkeit zu melden, daß vier Deutsche in einer Gruppe auf der StraBe gegangen wären lmd dabei deutsch gesprochen hätten. Die Folge davon war ein Protokoll, welches an den

Gouverneur in Wologda wanderte und als Resultat alle vier Deutschen, darunter eine Dame, für sechs Wochen ins Gefängnis brachte. Dieser Fall soll nur als Beispiel für viele ähnliche Vorfälle dienen, welche während der Polizeigewaltherrschaft zu Zeiten der alten russischen Regierung wiederholt vorkamen.

Durch eine ganze Reihe kleiner Schikanen war **die Polizei stets** bestrebt, uns das Leben, überhaupt schon in traurigen Verhältnissen, möglichst sauer zu machen. Die Schikanen hörten auch während der ganzen Zeit nicht auf. So wurden Postsendungen, Briefe, Karten und Zeitungen nicht nur tagelang, sondern auch wochenlang zurückgehalten oder sehr oft auch ohne Grund vernichtet. Dies bezieht sich auf abgehende und ankommende Korrespondenz, welche strenger Ortszensur unterstand. Wir haben es nach der Revolution von den Bekannten des Polizeibeamten erfahren, daß er sich oft damit gerühmt hätte, die Deutschen zu schikanieren, indem er ganze Stöße von Briefen vernichtete. Dabei wurde uns immer vorgehalten, daß wir es noch viel zu gut hätten im Vergleich zu den russischen Gefangenen in Deutschland, welche dort in unbeschreiblicher Weise mißhandelt würden. Wie diese Mißhandlung, speziell der Zivilgefangenen, hier war, hat man jetzt erfahren.

Von weiteren kleinen Schikanen, welche sich aber überall wiederholten, wäre zu erwähnen: Das Verbot, zu Weihnachten einen Christbaum aufzustellen; deutsche Sitte durfte nicht geduldet werden. Verbot, Spazierstöcke zu tragen, womit speziell alte Leute getroffen waren, welche nicht ohne Stöcke gehen konnten. Verbot zu musizieren mit der Androhung, unsere Instrumente, wie Gitarre, Balalaika oder Mandoline zu konfiszieren.

Eines schönen Tages wurde den Bauern der Befehl gegeben, auf Deutsche, welche das Dorf ohne Begleitung des Schutzmanns verlassen hätten, direkt zu schießen. Man muß die Verhältnisse dort kennen, um sich vorzustellen, wie gefährlich diese unüberlebte Verfügung des Polizeibeamten war, gegen die wir natürlich sofort alle Anträge in Bewegung gesetzt und verschiedene Beschwerden geschrieben haben, von denen aber keine ihr Ziel erreicht hat, weil alle unterschlagen wurden, bis es mir nach einer Woche endlich gelang, den vorüberreisenden Polizeichef persönlich zu sprechen und ihn von der verrückten Verfügung zu benachrichtigen. Die Verfügung wurde dann sofort aufgehoben.

Bei den Unterredungen mit der Polizeiperson, welche den Befehl erlassen hatte, wurde mir aber wiederholt bestätigt, daß wir Zivilgefangenen als Verbrecher angesehen und behandelt werden sollten. Es war uns verboten, mit mehr als drei Personen einen verstorbenen Kameraden zum Kirchhof zu begleiten; und es starben viele der Gefangenen wegen Mangel an ärztlicher Hilfe. Im Nebendorf hatten wir nur eine Feldscherin, welche nichts verstand als höchstens einen Zahn herauszuziehen oder eine Salbe zu verschreiben. Der nächste Arzt befand sich fünfzig Kilometer weit entfernt, und nur selten kam er, sogar auf dringendes telegrafisches Ersuchen hin, da es sich um Deutsche handelte, die krank waren. Die meisten der aus unserer Kolonie in der Gefangenschaft Verschiedenen starben aus dem Grunde, weil sie nicht rechtzeitig oder meistens gar keine ärztliche Hilfe erhalten hatten.

Bezeichnend für (die Intelligenz unseres Polizeibeamten, welcher alles mit uns anstellen konnte, ist ein Fall, den ich mir besonders vermerkt habe, um ihn nicht zu vergessen. Es herrschte in unserem Bezirk, und auch in der deutschen Kolonie sind verschiedene

Fälle aufgetreten, eine Scharlachepidemie. Die Kinder des Beamten erkrankten auch an dieser Krankheit. Die Feldscherin wurde zu ihm g~erufen, und dieser erklärte er im ~rnst, daß die Deutschen schuld seien, daß seine Kinder erkrankt wären, denn a~ls Ra~che für seine Behandlung hätten sie im Vorzimmer Bazillen auf seinen Mantel ~estret. Er hätte selbst die Bazillen darauf gesehen. Und so ein Kerl hatte nun alles über uns zu sagen und nahm sich oft heraus, uns mit Du anzureden, **auf unsere Proteste hin** behauptend, daß er das volle Recht dazu besitze, und wir es seiner ~ziehung(r zu verdanken hätten, wenn er dies in der Regel nicht tue. Es tut mir leid, keine fotografische Aufnahme von ~o einem Kerl hier beifügen zu können; sie würde schon leicht ermöglichen, sich einen Be~riff über dieses Tier zu bilden.

~ine wesentliche Veränderung in unserer Lage trat nach Ausbruch der Revolution und Absetzung der Polizei ein. Die scharfe Kontrolle hörte auf, und wir bekamen größere Bewegungsfreiheit, indem der Verkehr zwischen den Dörfern, in denen die Deutschen wohnten, freige~eben wurde. Es wurde erlaubt zu arbeiten, wobei nur Feldarbeit oder Holzhacken für die Bauern in Betracht kam; und solche Deutsche durften sich auch weiter von dem Internierungsort entfernen, selbstverständlich denselben Wohnort behaltend. Diese Bewe~ungsfreiheit war aber auch schon dadurch notwendig geworden, weil die Sor~e um die Verpflegung immer größer wurde, und man an Ort und Stelle nichts mehr bekommen konnte. ~1an mußte weiter entfernte Dörfer aufsuchen, um sich Mehl oder Kartoffeln zu besor~en.

Über wenn der Druck der Polizei und die ewigen Schikanen von dieser Seite auch aufhörten, so fing ~etzt das Re~ieren der Bauern an, die ihre neue Macht in erster Linie bei den Deutschen ausüben wollten. Wiederholte Entschlie~ungen der Bauernversammlun~en, uns Internierten aus deren Bezirk auszusiedeln, wobei wir mit unseren Sachen, ohne Anweisun~ eines anderen Internierun~ortes, einfach auf die Straße ~esetzt werden sollten, sind Gott sei Dank nicht zur Ausführung gekommen. Mit Hilfe des Sowaets der Kreis~tadt gelang es uns, die Bauern immer von ~1onat zu Monat zu vertrösten, bis schließlich für alte ~eute, Frauen und Kinder die Erlaubnis zur Ausreise kam, und wir jungen Leute ohne ~rlaubnis den Internierun~ort ~erließen, um mit Unterstützung des schwedischen Dele~ierten in Wologda nach Peters~urg zu ~relangen.

Unser I~ezirk wurde nach der Revolution ei~entlich von einem ~hrei~er re~iert, welcher einen enormen ~influß ~uf die Bauern hatte. Er war der einzige Mann des r~anzes Bezirks, der den Sekretarposten des Ortssowjets bekleiden konnte. Alle anderen konnten entweder nicht gut ~renug schreiben oder waren zu anständige Leute für den ~osten. Der regierende Schreiber war ein Verbrecher, der für einen in betrunkenem Zustand be~rangenem ~1enschenmord mehrere Jahre im Gef~ngnis ~resessen hatte und sich bei der ~evolution von seiner ~trafe befrei~ hat. Durch ents~rechendes Schmiergeld gelang es mir, den s~nst sehr deutschfeindlich gesinnten Kerl auf meine Seite zu bekommen, und konnten dadurch manche Angele~rheiten der deutschen Kolonie zu unseren Gunsten gere~r,elt werden. Es ist aber auch vorrrekommen, daß Deutsche, welche in geschäftlichen Angelegenheiten auf das Büro des Sowjets kamen, von diesem Schreiber, in betrunkenem Zustande, verhaften und ohne weiteren Grund in Zellen bei dem Verwaltungsgebäude eingesteckt wurden. Für Beschwerden ~;ab es nach ~inführung der Selbstverwaltung der Bauern keine Wege mehr; es blieb also in solchen Fällen nich~ts anderes übrig, als die eingesperrten Deutschen auszukaufen resp. durch einen en~ts~rechenden Händedruck den Schreiber zur Befreiung der Deut-

schen zu bewegen.

~s war ein ~Jlück, dar~ dieser Weg wenigstens noch möglich war. Dank solcher Beziehungen zu dem ~chreiber bekam das Komitee die Mö~,lichkeit, die notwendig gewordenen Reisen wegen Geld in die Gouvernementsstadt ungehindert zu unternehmen. Auch für den Einkauf des l~ehls für die Kolonie wurden Schwierigkeiten durch seine Unterstützung beseitigt. ~s **wurden in den Bauernversammlungen** Entschließungen gefaßt, den internierten Deutschen keine Nahrn~,rsmittel mehr zu verkaufen, und wurde eine Geldstrafe für solche Bauern bestimmt, welche dieses Verbot nicht beachteten. Durch solche Bestimmun~en waren ~ir oft in sehr schwieriger Lage, da die ~roße l~ehrzahl der Bauern anfangs An~,rst hatte, den Deutschen etwas abzu~,eben. Aber schließlich lockte das Geld doch zu stark, un~ die r~estimmungen gerieten allmählich in Vergessenheit.

Die Verpflegrun~rsfra~e war zuletzt aber eine äußerst kritische geworden. Die Kreisstadt erklärte uns schon im Februar 1918, keine monatliche Mehlration mehr abgeben zu können, weil die Stadtbewohner selhs~ nicht mehr ~reniigend Mehl hätten. An Ort und Stelle bei den 13 Bauern war l~ngst kein Mehl mehr zu erhalten, und so mu~ten wir nun sehen, wo wir für unsere Kolonie Mehl beschaffen konnten. Zu diesem Zweck mußten wir in Begleitung von bekannten Bauern, welche für uns das Mehl zu fahren hatten, einhundertfünfzig bis zweihundert Kilometer weit ins Land fahren, wo wir in einer kornreicheren Gegend auf eigenes Risiko hin Korn erhalten konnten. Die noch vorhandenen Winterwe~e mußten für diese Fahrten ausgenutzt werden, und gelang es uns, unsere Kolonie mit ~orn, welches dann von uns auch zu den Mühlen besorgt werden mu~te, bis zur Befreiung zu versor~en; mit zwanzig Pfund pro Person und ~lonat. Weiterhin wäre es aber auch unmö~lich geworden, Mehl in unserer Nähe zu erhalten. So, rar ~auern aus unserer Gegend, welche kein Mehl mehr hatten, mußten nach Sibirien reisen, um sich dort K~rn 7.1~ h~haff~n.

~lit welchem Risiko der Einkauf des Korn verbunden war, bezeugt der Fall~ daß unser Einkäufer - auch ein Gefangener - auf dem Rück~eg von Bauern überfallen wurde, welche ihm das ganze ~orn abnahmen. Nur der Kenntnis der russischen Sprache und seiner besonderen (Jabe, mit ~em dortigen Volk umzll~ehen, haben wir es zu verdanken, daß es ihm nach einr?~ Al~f~reten in der Bauernversammlung gelang, die Leute zu überreden, ihm die Hälfte des ihm geh(irenden Korn wiederzugeben und den ~est in Geld auszuzahlen. Den Verlust der Fracht, welche den Bauern doch bezahlt werden mußte, mußten wir tragen, und taten die russischen Behörden nichts, um uns in der Sache irt~endwie zu unterstützen.

Ende April traf endlich die so lange ersehnte Mitteilung der ~ch~Jedischen Gesandtschaft ein, daß die Evakuierung der Zivilgefangenen allmählich beginnen l~önne. We~en der durch das 'L'auwetter unpassierbaren Wege konnten zuerst nur Fußgänger den Internierungsort verlassen, also junge Leute, welche sich aber Krankenzeugnisse zu beschaffen gewußt hatten. Nach ~e~inn der Schifffahrt ging dann die ~vakuierung der ganzen Kolonie vor sich und vollzog sich innerhalb einer Woche. Junge JJeute, welche von der russischen Behörde keine ~rlaubnis erhielten, reisten ohne Papiere nach Wologda, wurden von dort aus von dem Delegierten der schwedischen Gesandtschaft nach Petersburg durchgeschmuggelt, wo sie, durch Einzahlung von L~bl. 20,-- an eine ärztliche Kommission, zum Invaliden gemacht wurden und nach Deutschland reisen konnten. **Erst Ende** Mai kam die Bestimmung heraus,



wonach alle Zivilgefangenen, ohne Unterschied des Alters, Rußland verlassen durften.

So war die Lage der deutschen Zivilgefangenen in Rußland! Und wie ging es während derselben Zeit den russischen Zivilgefangenen in Deutschland? Nur der kleinste Teil dieser ~eute, welcher sich den polizeilichen Vorschriften zwecks Kontrolle nicht fügen wollte, war interniert. Alle anderen aber konnten ihrem Beruf nachgehen und Geld verdienen wie in Friedenszeiten. Das war die Mißhandlung der russischen Gefangenen durch die Deutschen, von der wir während der vier Jahre so viel in allen russischen Zeitungen gelesen haben.